

# DIE WELT WOCHEN



## Grossbritannien startet durch

Ein Jahr vor dem Brexit: Die Wirtschaft floriert, die Löhne steigen.

*Von James Delingpole und Florian Schwab*

## Mord ohne Mörder

Fall Gränichen: Hat das Bundesgericht die Akten überhaupt gelesen?

*Von Philipp Gut*

## An deinen Busen sink ich hin

*Matthias Matussek* besucht die Schweizer Nackt-Künstlerin Milo Moiré.

4 194407 006904 16



# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri AG, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36

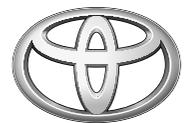


Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G



**TOYOTA**

ALWAYS A  
**BETTER** WAY



## SAG JA ZU TOYOTA HYBRID

**Sag ja zu** geräuschlosem Fahren, zur grösseren Reichweite und zum einfachen Betanken. **Sag ja zu** geringem Verbrauch und zu niedrigem CO<sub>2</sub>-Ausstoss. **Sag ja zu** 5 Jahren Hybrid-Garantie und 6 Jahren Gratis-Service.

**JETZT MIT 0%-LEASING UND BIS CHF 6'140.- KUNDENVORTEIL\***

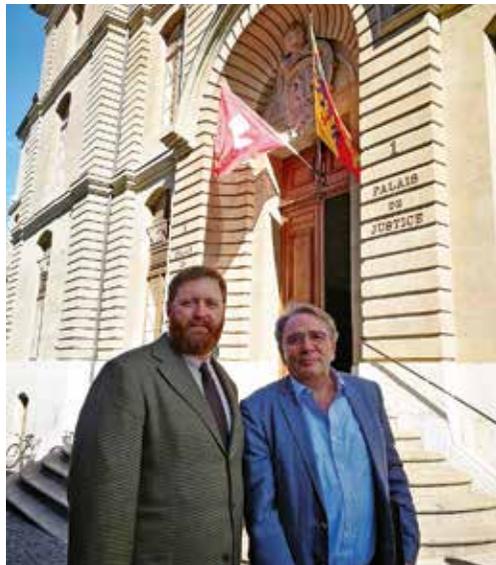
\* C-HR Hybrid Trend, FWD, 1,8 HSD, 90 kW, CHF 34'000.- abzgl. Hybrid-Vertragsprämie CHF 1'000.- abzgl. Sag-Jal-Prämie CHF 1'000.- = CHF 32'000.- inkl. Mehrausstattungs-vorteil im Wert von CHF 800.- inkl. Trend Plus-Paket C-HR Vorteil CHF 1'800.- = total Kundenvorteil von CHF 4'600.-, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO<sub>2</sub> 87 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Auris Hybrid Trend 1,8 HSD, 100 kW, empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 33'550.- abzgl. Vertragsprämie von CHF 2'000.-, abzgl. Hybrid-Prämie von CHF 1'000.-, abzgl. Sag-Jal-Prämie von CHF 1'000.- = CHF 29'550.-, inkl. Mehrausstattungs-vorteil im Wert von CHF 1'500.-, inkl. Trend Plus-Paket Auris Vorteil CHF 640.- = total Kundenvorteil von CHF 6'140.-, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO<sub>2</sub> 91 g/km, En.-Eff. A. Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 133 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,00%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. März 2018 bis 30. April 2018 oder bis auf Widerruf.

Ein Jahr trennt Grossbritannien vom Brexit. Am Freitag, 29. März 2019, um 23 Uhr, verlässt das Land offiziell die EU. So steht es im Brexit-Gesetz der Regierung von Theresa May. Zwar gibt es noch immer Kräfte, die den Austritt abwenden wollen. Doch es sieht momentan so aus, als hätten sich die Zahlen gegen die *remainers* verschworen. Die vielprophezeite wirtschaftliche Katastrophe durch den Brexit will sich nicht einstellen. Im Gegenteil: Die Beschäftigung erreicht historische Höchststände, und erstmals seit vielen Jahren steigen die Reallöhne. Zwei Briten analysieren die Lage zwölf Monate vor dem D-Day: *Spectator*-Autor James Delingpole beleuchtet das Geschehen in einem persönlich gefärbten Erlebnisbericht, der ökonomische Chefdenker des Brexits, Patrick Minford, zeichnet eine rosige Zukunft Britanniens ausserhalb der EU. **Seite 18–21**

Zehn Jahre lang operierte der mittlerweile 77-jährige Berner Chirurg Hermann Oberli auf den Salomon-Inseln, zeitweise als einziger ausgebildeter Chirurg für fast eine halbe Million Menschen auf 600 Inseln mit unvorstellbaren Distanzen. Das vermeintliche Südseeparadies offenbarte dem zupackenden Schweizer Arzt bald seine Schattenseiten: Armut, Korruption, Bürgerkriegswirren. Und viele nicht, falsch oder zu spät behandelte Patienten mit schlechterverheilten Frakturen und Unfallfolgen, mit hier unbekanntem Infektionen sowie Schussverletzungen in Hülle und Fülle. **Seite 24**

Er würde sich als Liebhaber von Kunst bezeichnen, nicht unbedingt als Kenner, ganz sicher nicht der Moderne, weshalb *Weltwoche*-Reporter Matthias Matussek mit der Konzeptkünstlerin Milo Moiré zunächst mal über Trump redete. Und versuchte, zu ignorieren, dass die Künstlerin ihm nackt gegenüber sass. Aber natürlich drehte sich das Gespräch auch um Nacktheit, um #MeToo und am Schluss um die Frage, wer der grösste Künstler aller Zeiten sei. Milos Antwort: «Jeder, der uns lehrt, die Welt neu zu sehen.» Für sie ist es die Konzeptkünstlerin Marina Abramovic. Für Matussek: Michelangelo und seine «Pietà». Milo wiegte den Kopf. Matussek legte nach: «Ein geniales Frühwerk – er war 23, als er die geschaffen hat!» Grosse Kunst und noch nicht mal nackt – wie reich allein der Faltenwurf im Mariengewand gestaltet ist! **Seite 42**

Erwin Sperisen war bereits in zweiter Instanz wegen zehnfachen Mordes zu lebenslänglich verurteilt worden, als Redaktor Alex Baur im Herbst 2015 nach Genf reiste, um den Fall aufgrund der Akten aufzuarbeiten. In einer mehrteiligen Serie deckte er zahlreiche haarsträubende Widersprüche auf. Zurzeit läuft in Genf



**Haarsträubende Widersprüche:** Sperisen (l.), Baur.

die Neuauflage des Prozesses gegen den ehemaligen Polizeichef von Guatemala, der auf Geheiss des Bundesgerichtes nach fünf Jahren Untersuchungshaft freigelassen wurde. **Seite 46**

Wie ist es, wenn man nach über fünfzig Jahren an die Stätte seiner Kindheit zurückkehrt und im Nebenhaus einzieht? Zar Simeon von Bulgarien schmünzelt: Das Jagdschlösschen sei schon immer bequemer gewesen als der grosse Vrana-Palast nebenan. Hier lebte er, als er 1944 mit sechs Jahren den Thron bestieg – bis ihn die Kommunisten ins Exil jagten. *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl besuchte den achtzigjährigen Ex-König und Ex-Premier daheim und sprach mit ihm über den Riss, der sich noch immer durch Europa zieht. Er traf auf einen abgeklärten Gesprächspartner, der über die eigenen Fehler sinnierte und über «die Korrekturen, die man eingesteckt hat». **Seite 52**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Chris von Rohr, Peter Ruch,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli,  
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Corina Mühle (*Assistentin*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Chantal Galladé über die brisanten Themen des Monats

**Mittwoch, 2. Mai 2018**

**Ort:** Casinotheater Winterthur, Stadthausstrasse 119, Winterthur

**Beginn:** 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

**Anmeldung bis 30. April erforderlich an:**

[ontheroad.gallade@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.gallade@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**

17. Mai: Anita Fetz, Basel; [ontheroad.fetz@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.fetz@weltwoche.ch)

Genauere Informationen folgen.

# Melania

Jetzt mal etwas ganz anderes:  
interessantes Gespräch mit  
einer klugen Amerikanerin.

Von Roger Köppel

Letztes Wochenende trafen wir in Madrid bei einem Abendessen auf eine hochinteressante Gesellschaft. Es waren Menschen, die sich in gehobenen Kaufkraftklassen bewegen. Die meisten reisten mit dem Privatjet an. Jeder Nichtmilliardär am Tisch bekämpfte, ohne sich etwas anmerken zu lassen, das drängend-nagende Gefühl persönlichen Ungenügens.

Das Thema des Abends war das Verhältnis von Donald Trump zu seiner Ehefrau Melania. Die Presse berichtet darüber im abfälligen, neiddurchtränkten Tonfall von Menschen, die sich weder den Lebensstil noch die Frauen Trumps jemals werden leisten können.

Das ist psychologisch verständlich, bewirkt allerdings oftmals eine Verzerrung der Tatsachen. So liefern die Medien das Bild einer heillos zerrütteten Ehe. Wer die Artikel liest, muss denken, dass Melania ihren seitenspringenden Präsidentengatten («Stormy Daniels») abgrundtief ablehnt, ihn meidet und baldestmöglich die Scheidung einreicht. Die beiden haben, geht es nach der Presse, eine repräsentative Nichtbeziehung.

Das sei ausgemachter Unsinn, versicherte uns eine Amerikanerin, die sowohl Trump wie Melania seit vielen Jahren kennt. Der Immobilienmilliardär, der zur eigenen Überraschung ins höchste Amt gewählt worden sei, spinne zwar ein bisschen, sei aber ein «netter Kerl», und auch sie, die Amerikanerin, habe ihn gewählt, weil aus ihrer Sicht – sie ist gebürtige Deutsche – der «Filz in Washington» unerträglich geworden sei.

Trump sei ein unkonventioneller Typ, Anti-Politiker, aber es habe eine «wandelnde Kettensäge» gebraucht, um das Polit-Dickicht in der Hauptstadt auszulichten. Nein, es werde kein «Impeachment» geben, war die bestens vernetzte Frau überzeugt. Trump werde wohl vor Ablauf seiner Amtszeit freiwillig an Vizepräsident Pence übergeben, sich selber rühmend als besten Präsidenten aller Zeiten.

Wie aber steht es nun um die Beziehung Trump-Melania? Ist es nicht offensichtlich, dass die First Lady an öffentlichen Anlässen nicht mehr lächelt, seit die Schlagzeilen über die Affäre ihres Mannes mit der Pornodarstellerin die Nachrichten beherrschen?

«Ach was», konterte die US-Deutsche, die Ostern in Trumps Nobelklub «Mar-a-Lago» in Palm Beach, Florida, verbracht hatte. Melania

Trump sei «sehr freundlich und offen», ein «braves Mädels». Es sei völliger Quatsch, zu glauben, dass eine Frau wie sie ihren lebens-tüchtigen, erfolgreichen Ehemann gleich fallenlasse, nur weil der mal mit einer anderen ins Bett gestiegen sei, und sei es eine Pornodarstellerin.

Die Frau stellte eine interessante, für uns Männer nicht immer leicht begreifliche Theorie der weiblichen Gefühlsgometrie zur Diskussion: «Frauen schmeissen erfolgreiche Männer, die im Leben etwas geleistet haben, nicht einfach so weg», analysierte die in New York und Florida lebende Ex-Münchenerin mit US-Pass. Warum nicht? «Weil die Frau ganz genau weiss: Er ist eben immer noch *mein Mann*. Er gehört *mir*.»

Kluge Frauen hätten Verständnis, fuhr sie fort. Sie wüssten, wie Männer funktionieren. «Wenn einer viel erreicht und gemacht hat und die Frau grundsätzlich anständig behandelt, dann bleibt man bei ihm», sagte sie. Männer könnten, wenn es um Frauen gehe, vorübergehend den Verstand verlieren. Das wisse auch Melania: «Trump mag fremdgehen, aber verheiratet ist er mit *mir*. Er ist *mein Mann*.»

So erzählte und betonte es die Frau, die seit Jahrzehnten glücklich verheiratet ist. Mit einem Milliardär.

«Mein Mann.»

Warum schreiben wir an so prominenter Stelle im Blatt über diesen Vorgang? Ganz einfach deshalb, weil im Zeitalter von Political Correctness und #MeToo nicht mehr ehrlich über Frauen und Männer geredet wird. Zeitgeist-verseucht.

Und was lernen wir aus den Schilderungen der mit den Trumps befreundeten Amerika-deutschen?

Erstens: Geld, Ruhm und Leistung machen den Mann attraktiv. Reiche, erfolgreiche

Männer können sich mehr leisten, in mehr-facher Hinsicht. Die Frauen lassen einem erfolgreichen, tüchtigen Mann auch mehr durchgehen. Die weniger erfolgreichen Männer, die an ihren Frauen hängen, müssen aufpassen. Die meisten wissen es und handeln entsprechend.

Zweitens: Romantik, Liebe und so weiter sind vielleicht für die Männer, eine leicht er-regbare Spezies, sehr wichtig. Der Mann ist



«Braves Mädels»: Melania Trump.

stärker triebgesteuert als die Frau. Es muss so sein, weil die Frauen schlussendlich die Kinder kriegen. Frauen sind vernünftiger, lebenskluger. Sie haben die bessere, intelligentere, weil solidere Prioritätensetzung. Männer, die darunter leiden, verwenden den Begriff «strategisch». Er ist nicht als Kompliment gemeint, aber eigentlich ist es nur Selbstmitleid, getarnt als raffinierte Erkenntnis.

Männer, die sich über Frauen beschwerten, von denen sie verlassen wurden, geben zu, dass sie mit sich selber hadern. Viele bleiben unfähig, sich ihr eigenes Versagen einzugestehen. Sie lenken die Enttäuschung darüber, dass die Frau gegangen ist, hasserfüllt auf die Frau ab, dabei sind sie selber schuld. Männer, die verlassen werden, haben sich einfach zu wenig Mühe gegeben. Deshalb gehen die Frauen. Es gibt kein grösseres Misstrauensvotum für den Mann als eine Frau, die nichts mehr mit ihm zu tun haben will. Das ist die bittere Wahrheit.

Umgekehrt gilt: Frauen lieben weniger den Mann als das Leben, das er ihnen garantiert. Natürlich geht es am Ende immer auch ums Geld. Das ist schwer zu ertragen, aber es ist so. Und gleich noch ein provokativer Gedanke, den wir aus dem Abendessen in Madrid ableiten: Für den Mann zählt die Frau, wie sie ist. Für die Frau zählt, was der Mann aus sich gemacht hat.

Drittens: Liebe ist immer auch eine Frage des Taschenrechners, des vernünftigen Kalküls. Es geht nicht nur um Gefühle. Zum Glück. Natürlich bleibt Melania bei Donald Trump. Trotz «Stormy Daniels». Was die Medien natürlich übersehen, weil sie politisch korrekt sein wollen. Journalisten sind anfällig für fabrizierte, gewollte Wirklichkeiten. Die Wirklichkeit ist interessanter.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

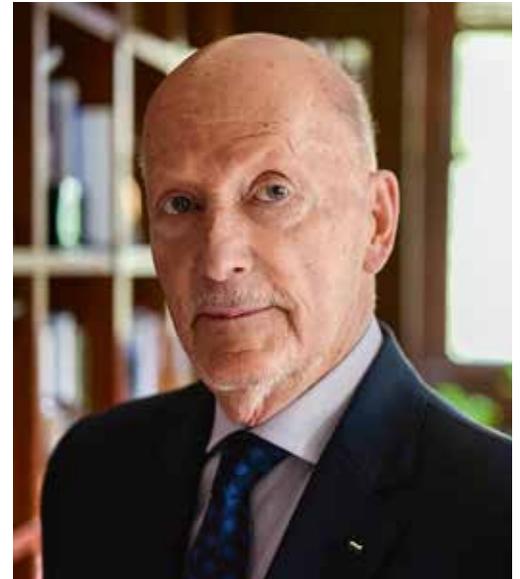
Spitze für Sie.



Entwicklungshilfe im Südpazifik: Seite 24



«Was soll die Prüderie?»: Milo Moiré. Seite 42



«Es ist falsch, Russland oder Putin an allem die Schuld zu geben.»

Simeon Sakskoburggotski: Seite 52

## Titelgeschichte

- 18 **Grossbritannien startet durch**  
James Delingpoles Brexit-Bilanz
- 20 **«Heilsame Revolution»**  
Brexit-Vordenker Patrick Minford

## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Raketen und Rückzug
- 12 **Gesundheit** Mehr selber zahlen
- 13 **Eilmeldung**  
Rassismuskeule gegen Lehrer
- 14 **Kopf der Woche** Sibylle Bergs  
Abschied von der Ironie
- 22 **Essay der Woche** Wolf Linder  
über die Tücken des E-Votings
- 28 **Mörgeli** Die Dritte im Bunde?
- 28 **Bodenmann** Keine Stachelschweine
- 31 **Medien** Im Dunkel der Nacht
- 31 **Die Deutschen** Avocado-Alarm

## Inland

- 23 **Demokratie** Die Schweiz  
im Bann der Digitalisierung
- 24 **Schweizer Chirurg im Paradies**  
Hermann Oberlis Pionierwerk
- 34 **Statistik** Noch nie ging es  
den Schweizern so gut wie heute
- 37 **Stalin-Allee am Zürichberg**  
Gegenrede von Markus Kägi
- 38 **Mord ohne Mörder** Unerklärlicher  
Freispruch im Fall Gränichen
- 40 **Michael Matthiessen** Ist der neue  
EU-Botschafter gut für die Schweiz?

- 41 **Gesundheit** Die Schweiz und die  
EU-Verordnung zu den Pommes frites
- 45 **Zürich** Asozialer Wohnungsbau
- 46 **Fall Sperisen** Gescheitertes Manöver  
von Staatsanwalt Yves Bertossa

## Interview

- 52 **Simeon Sakskoburggotski**  
Bulgariens Ex-Regierungschef über  
die Vorurteile gegen sein Land

## Ausland

- 50 **Ziemlich beste Freunde** Donald  
Trump und Emmanuel Macron
- 51 **Inside Washington** Antike Tragödie

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Die Welt wird besser** Die Mehrheit  
profitiert vom globalen Fortschritt
- 36 **Bruno Gehrig** Der Mann, der die Ära  
Vincenz bei Raiffeisen durchleuchtet
- 48 **Mit Zattoo zum Mond**  
Die Schweizer Pionierin Bea Knecht
- 56 **Die Schweiz im Visier Hitlers**  
Replik von Klaus Urner
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Wildes Kind
- 72 **Weinhandel** Wie Arvi zum  
führenden Bordeauxhändler wurde

## Kultur & Gesellschaft

- 26 **Zeitgeist** Die Angstkrankheit hat  
epidemische Züge angenommen

- 42 **Milo Moiré**  
Ihre Nacktheit nennt sie Kunst
- 54 **Ikone der Woche** Bob Dylan in Zürich
- 60 **Bitch Nummer eins** Cardi B
- 61 **Hip-Hop** Kollegah, erklärt
- 62 **Andrew Garfield** Treffen mit dem  
Ex-Spider-Man-Darsteller
- 63 **Daniel Levin** Einsichten eines  
New Yorker Wirtschaftsanwalts
- 74 **Frauen, die die Welt bewegen**  
Maria Montessori

## Rubriken

- 11 **Im Auge** Charlot Salwai
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Milos Forman
- 64 **Die Bibel** Gott managt das Klima
- 64 **Kino** «Das schweigende Klassenzimmer»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Franco Ambrosetti
- 66 **Fragen Sie Dr. M.**
- 67 **Gewinner der Woche** Conzzeta
- 68 **Thiel** Göttlich
- 68 **Namen** Bei den Liberalen
- 68 **Fast verliebt** Pussy Pain
- 69 **Unten durch** Anthropologie
- 70 **Wein** Rotwein auf Katalanisch
- 70 **Salz & Pfeffer** «Ornellaia», Zürich
- 71 **Auto** VW Arteon
- 76 **Darf man das?/Leserbriefe**



# BREITLING

## 1884



AIR

LAND

NAVITIMER 1

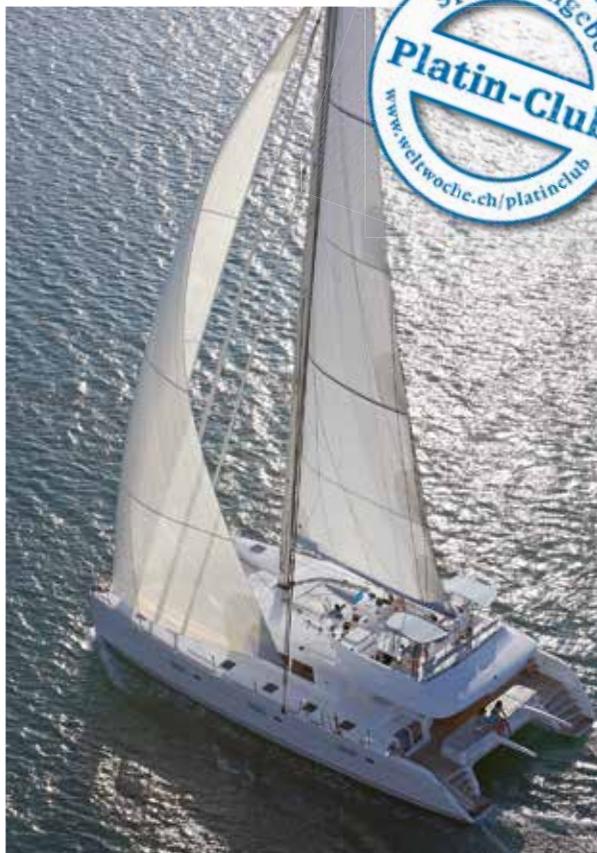
SEA



**NAVITIMER 1 B01 CHRONOGRAPH 46**  
MANUFACTURE CALIBER B01  
CHRONOMETER-CERTIFIED

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich



## VIP-Yachtreise Malediven

# Exklusiv: Segeln im Inselparadies

Traumhafte Atolle, türkisfarbene Lagunen, weisser Sandstrand, sattgrüne Kokospalmen, viel Sonnenschein und ewig warme und ruhige Gewässer: Die Schönheit der Malediven lässt sich am besten auf und unter dem Wasser entdecken. Mit unserer Privatyacht führen wir Sie zu unberührten Inseln, weit weg vom Tourismus.

Die Malediven sind ein geologisches Wunder. Der Inselstaat besteht aus 26 Atollen mit insgesamt 1196 Koralleninseln. Die hier entstandenen Riff-Formationen gehören zu den grössten Naturschönheiten der Erde. Durch die kurzen Distanzen zwischen den Inseln bleibt Ihnen viel Zeit für Entdeckungen und Erholung. Entspannen Sie sich an Deck, geniessen Sie die kulinarischen Köstlichkeiten und bewundern Sie die tropischen Inseln. Die Crew kümmert sich um Ihr Wohl. Lassen Sie sich beim Schwimmen und Schnorcheln von der fantastischen Unterwasserwelt verzaubern.

Teilen Sie die einmalige Freude mit Ihren Liebsten und finden Sie während der Segelreise Ihren eigenen Schatz.

### Erlebnisprogramm:

Die Inselwelt der Malediven ist so einzigartig,

dass man sie auf dem Wasserweg entdecken sollte. Wir lassen uns treiben und geniessen die einmalige Natur. Folgende Traumziele werden wir in dieser Reihenfolge ansteuern: Nord-Malé-Atoll, Goidhoo-Atoll, Baa-Atoll und Raa-Atoll.

### Grosszügiger Katamaran mit Crew

Unser 10 Meter breiter Katamaran verfügt über 5 klimatisierte Gästekabinen mit privatem Bad/WC, einen grossen Salon sowie eine Fly-bridge mit Sitz- und Liegeflächen. Ihre Crew besteht aus einem Skipper, einem Koch und dem Eigentümer von Executive CH.

### Das Klima der Malediven

Der Indische Ozean ist bekannt als ruhiges Meer. Im Winter finden Sie auf den Malediven ideale Schnorchel-Bedingungen, in ruhigen und immer 28 °C warmen Gewässern.

## Platin-Club-Spezialangebot

### Exklusive Yachtreise Malediven

#### Reisedaten:

7. bis 17. April 2019

#### Spezialpreis pro Person (Vollpension):

- Doppelbettkabine Fr. 5390.–
- VIP-Doppelbettkabine Fr. 5680.–
- Master-Doppelbettkabine Fr. 5870.–

#### Leistungen:

Die Leistungen sind im Prospekt aufgeführt auf: [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement unter Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch)  
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter:

Executive CH GmbH  
5430 Wettingen  
[www.executive-yachtreisen.ch](http://www.executive-yachtreisen.ch)  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

# Raketen und Rückzug

Von Hansrudolf Kamer — Trumps Strategie im Mittleren Osten läuft auf ein Disengagement hinaus, das die Hauptlast der Kriegsführung alliierten Regionalmächten überlässt. Russland ist aber Spielverderber.

Ein Jahr nach dem letzten Luftschlag hat Amerika erneut syrische Ziele mit Marschflugkörpern angegriffen, diesmal assistiert von französischen und britischen Kampfflugzeugen. Der Auslöser war wie damals die Verwendung von chemischen Kampfstoffen durch die Streitkräfte des Assad-Regimes. Der Umfang der alliierten Attacke war ungefähr doppelt so gross wie jener des amerikanischen Luftschlags im Vorjahr.

Zerstört wurden ein Forschungszentrum für C-Waffen in Damaskus sowie Waffenlager und ein militärischer Kommandoposten in Homs. Mehr nicht. Keine anderen Ziele wurden anvisiert, keine syrischen Kampfflugzeuge, keine russischen oder iranischen Stützpunkte. Die russische Luftverteidigungszone wurde nicht tangiert. Alles war gut vorbereitet.

Verteidigungsminister James Mattis sprach von einem «one-time shot». Von anderer Quelle hiess es, die Russen seien vorher informiert worden. Ebenfalls, notabene, die syrische Regierung. So erstaunt es nicht, dass am Tag danach syrische Kampfflugzeuge Lager der Aufständischen angriffen und auch zivile Ziele, als ob nichts gewesen wäre. Am 7. April, am Tag des Einsatzes von Chloringas, hatten syrische Jets auch Krankenpflegestationen bombardiert und die Versorgung von Verwundeten behindert.

## Verschreckte Europäer

Wem das alles leicht konfus vorkommt, darf die Erklärung Donald Trumps kurz zuvor zur Kenntnis nehmen, Amerika werde seine Truppen aus Syrien abziehen. Was auf den ersten Blick wie ein Widerspruch aussieht, ist es nicht. Das eine – Raketen – wie das andere – Disengagement – sind die Kernpunkte der amerikanischen Strategie, die zum Tragen kommen soll.

Sie nimmt Rücksicht auf die Ernüchterung, die Amerika mit dem Mittleren Osten erlebt hat. Sie ist das Resultat der Wahlen von 2016. Und nicht zuletzt: Die Abhängigkeit von den Energielieferungen aus dieser Weltgegend ist vorbei.

In seiner Fernsehansprache sagte Trump: «Wir können die Welt nicht vom Bösen befreien oder überall dort einschreiten, wo Tyrannei herrscht.» Er fügte hinzu, kein noch so grosser Einsatz Amerikas könne dem Mittleren Osten dauerhaft Frieden und Sicherheit bringen. «It's a troubled place», sagte er zweimal, ein heimgesuchter, betrüblicher Ort.



«Betrüblicher Ort»: Trump (l.), Bolton.

Weshalb dann diese Aktion? Für einmal brachte es die deutsche Bundeskanzlerin Merkel auf den Punkt, indem sie die Luftschläge als erforderlich und angemessen bezeichnete, um Assad zu warnen und die Wirksamkeit der Ächtung der C-Waffen zu bewahren. Der deutsche Bundespräsident Steinmeier, bekannt für Gemeinplätze bei kritischen Ereignissen, erklärte dagegen: «Wer einen Weg für Syrien in eine friedliche Zukunft sucht, muss über den Tag und den nächsten Luftschlag hinausdenken.» Genau darüber denken die Amerikaner seit längerem nach, länger jedenfalls, als Steinmeier im Amt ist.

Nach der Vernichtung des Islamischen Staates in Syrien wird sich Amerika zurückziehen und seine Verbündeten Saudi-Arabien und auch die Türkei «von aussen» unterstützen. Erste Versuche werden unternommen, eine arabische Streitmacht zusammenzustellen, die den Nordosten als sunnitische Region sichern soll. Amerika, die klassische Seemacht, beschränkt sich dann auf das «offshore balancing», will verhindern, dass die eine oder die andere Grossmacht eine Hegemonialstellung in der Region erringt.

Im Nachhinein ist bekanntgeworden, dass Trump unter den drei ihm vom Pentagon präsentierten militärischen Optionen die «mil-

» Fortsetzung auf Seite 12

# Südseeparadies



Charlot Salwai, Regierungschef Vanuatus.

Der Alarm kam aus Australien, dem nächsten Festland, zweitausend Kilometer entfernt: Die Chinesen hätten einen ständigen Militärstützpunkt in Vanuatu geplant. Wie bereits in Dschibuti am Horn von Afrika. Darüber hätten sich der Premier Charlot Salwai und Pekings stellvertretender Aussenminister verständigt. Es sind auch schon Tatsachen geschaffen: Die Chinesen bauten eine riesige Hafenanlage, ein Telefonnetzwerk, Sportstadien, Schulen, Strassen, Ministerien. Die Hälfte der 440 Millionen Dollar Auslandsschulden Vanuatus entfallen auf China-Kredite. Doch Salwai dementiert in perfektem Französisch, das er am Lycée Blaise Pascal im weiter südlich gelegenen Neukaledonien erlernte: «Wir schaffen aus Vanuatu den glücklichsten Ort der Welt.»

China rückt mit dieser strategischen Plattform bis auf 5700 Kilometer an Hawaii heran. Die US-Marine, die auf den Inseln im Zweiten Weltkrieg 100 000 Mann stationiert hatte, ordnet plötzlich Manöver an. Was bleibt von der Robinson-Crusoe-Romantik im Archipel von Vanuatu? 83 Inseln und unzählige Eilande wie an Perlenschnüren aufgereiht im Südpazifik, verbunden durch ein Netz von 31 Flugplätzen und einen Kurzwellensender. 267 000 Einheimische, die keine Steuern bezahlen. Ein immer mildes Klima, auch für Steuerflüchtlinge. Kein Militär. Über allem wacht und regiert Premier Charlot Salwai Tabimasma, 55, der vom Buchhalter zur Macht aufstieg. Doch nirgendwo scheint das Schalten und Walten so vertrackt wie im seit 1980 unabhängigen Vanuatu mit seinen 110 Sprachen. Vier Vorgänger verbrannten an Korruption; 14 Minister landeten im Gefängnis, nachdem sie sich zunächst vergeblich selber begnadigt hatten. Im Parlament sitzen Abgeordnete von 18 Parteien oder als Einzelmasksen. Als Salwai vor zwei Jahren gewählt wurde, erreichte er mit 46 von 52 Stimmen einen Erdrutschsieg. Ein Zyklon hatte zuvor mit 300 km/h die Hauptstadt Port Vila verwüstet, immer wieder kommt es zu Erdbeben und Vulkanausbrüchen, Tsunamis überfluten die Küsten. Willkommen im Paradies. Peter Hartmann

deste» aussuchte. Selber hätte er gerne einen kräftigeren Schlag gegen die Syrer geführt, möglicherweise auch gegen Russen und Iraner. Die Uno-Botschafterin Nikki Haley und der neue Sicherheitsberater John Bolton lagen auf seiner Linie. Doch Verteidigungsminister Mattis soll ihn davon abgebracht haben. Das hat verschreckte Europäer aufatmen lassen – der verrückte Trump, gezähmt vom erfahrenen Militär.

### Die Kurden wittern Verrat

Doch solche Schlüssellochinformationen sind selber Politik und dienen in diesem Fall dazu, die Gegner daran zu erinnern, dass man auch härter hätte zuschlagen können. Damit wird, hoffentlich, die Abschreckungswirkung erhöht.

Trumps Strategie ist das Erbe der magistralen Fehler, die sein Vorgänger begangen hat, indem er aus dem Irak abzog und den Russen im Syrienkrieg eine Öffnung bot. Die Russen sind heute ein wichtiger Faktor, weil sie die zunehmende Verankerung des Irans in Syrien militärisch abdecken. Dieses Problem kann Trump weder Saudi-Arabien noch Israel überlassen. Dafür sind beide zu schwach, und dafür reichen auch periodische Raketensalven nicht aus. Hier klafft eine grosse Lücke in Trumps Strategie. Deshalb sind auch zusätzliche Wirtschaftssanktionen gegen Russland im Gespräch.

Wie lange der syrische Bürgerkrieg, inzwischen in seinem siebten Jahr, noch andauern wird, hängt davon ab, ob die Türkei und Saudi-Arabien das Assad-Regime in irgend-

### Trumps Strategie ist das Erbe der magistralen Fehler, die sein Vorgänger begangen hat.

einer Form akzeptieren werden oder ob es zu einer De-facto-Teilung des Landes kommt.

Die Kurden in Syrien und im Irak, die einen wichtigen Beitrag zum Kampf gegen den Islamischen Staat geleistet haben, wittern einen neuen Verrat, wie sie ihn im Laufe der Geschichte schon mehrmals erlebt haben. Die Administration Trump opfere Kurdistan auf dem Altar der strategischen Beziehungen zur Türkei.

Ganz unrecht haben sie nicht. Der türkische Präsident Erdogan hat die amerikanische Attacke zwar unterstützt, arrangiert sich aber auch mit den Russen. Die Amerikaner hatten der jüngsten türkischen Invasion in Nordwest-Syrien nur zugesehen.

Das Disengagement Trumps wird dann ernsthaft auf die Probe gestellt, wenn Israel ins Zentrum rückt – als Angegriffener oder Angreifer in einem Duell mit dem Iran. Dann wird sich zeigen, ob Trump der Richtige ist, um den Amerikanern auch eine Rückkehr in den «troubled place» schmackhaft zu machen.

## Mehr selber zahlen

*Von Beat Gygi* — Wer an die Erhöhung der Krankenkassen-Franchisen denkt, wird als unsozial kritisiert. Dabei hätten die Versicherten viel davon.

Endlich steht eine Krankenkassenchefin auf und sagt laut, was sie und ihre Kollegen schon lange hätten sagen sollen: Krankenversicherungen sind gedacht, um im Leben die grösseren Schicksalsschläge aufzufangen, sie sind nicht ein Geldtopf, aus dem sich alle, die vorbeikommen, mehr oder weniger frei bedienen können. Philomena Colatrella, Chefin der Krankenversicherungsgruppe CSS, hat am Wochenende Aufsehen und Ärger erregt, als sie dem *Blick* sagte, man müsse bei den Krankenkassenprämien über eine Erhöhung der Mindestfranchise nachdenken, beispielsweise auf 5000 oder 10000 Franken pro Jahr. Das würde heissen, dass die Versicherten bis zu diesen Beträgen im jeweils laufenden Jahr die Arzt-, Spital- und anderen Kosten selber übernehmen müssten und nur das, was darüber hinausgeht, an die Versicherung weitergeben könnten.

### Koalition der Umverteiler

Schon sieht man all die Familien oder Alleinerziehenden mit niedrigem oder mittlerem Einkommen vor sich, die wegen allerlei Krankheiten jährlich mehrere tausend Franken aufbringen müssen und dies kaum oder gar nicht können. Bei näherem Hinsehen sieht das Bild aber anders aus: Im Durchschnitt ist man gar nicht so oft oder so lange so krank, dass die Kosten für Arzt und Spital regelmässig in die Tausende von Franken gehen. Zudem würden die Arzt-, Spital- oder Medikamentenkosten nachlassen, wenn die Leute mehr aus der eigenen Tasche bezahlen müssen und die Schwelle für einen Arztbesuch höher ist. Wenn der Konsum von Gesundheitsleistungen sinkt und die Krankenkassen erst noch einen geringeren Teil davon übernehmen müssen, ist das also eine gute Nachricht für die Prämienzahler: Es gibt Rabatte oder Prämienreduktionen, es bleibt mehr Geld in der Haushaltskasse. Im CSS-Beispiel könnten es gegen 170 Franken pro Monat sein. Da kommt mit der Zeit eine rechte Summe zusammen.

Colatrella ist nicht allein. Ähnlich wie sie argumentiert Werner Widmer, Direktor der Stiftung Diakoniewerk Neumünster, mit dem Spital Zollikerberg. Frappant ist für ihn die Beobachtung, dass im Gesundheitswesen die Ausgaben für privat bezahlte Leistungen langfristig deutlich weniger rasch wachsen als der öffentlich finanzierte Teil. Kostentreiber sind also eher Leistungen, die von der Allgemeinheit bezahlt werden. Widmer zieht den Schluss daraus: Wenn man im Gesundheitswesen die Kos-

tenentwicklung dämpfen will, muss man bei den finanziellen Anreizen und der Finanzierung ansetzen und deshalb die Möglichkeit überlegen, einen Teil der bisher öffentlich bezahlten Leistungen zur Privatsache zu machen. Die einfachste Art für eine solche Gewichtsverlagerung in Richtung Eigenverantwortung sieht er in der Erhöhung der Mindestfranchise – allerdings nicht für alle auf uniforme Weise, sondern so, dass es einigermaßen zur wirtschaftlichen Lage der Versicherten passt, beispielsweise auf zehn Prozent des Einkommens.

Laut ist der Protest von Patientenschützern, Politikern, Verwaltungsstellen, Versicherungsfunktionären und Leistungserbringern, die das heutige Umverteilungssystem mit den niedrigen Schwellen zum Selbstbedingungsladen bewahren wollen. Die Erhöhung der Mindestfranchisen sei unsozial, da dies die schwächeren Prämienzahler und auch chronisch Kranke treffen würde. Dem könnte man durch gezielte Unterstützung in Härtefällen begegnen, aber die Koalition zugunsten der heutigen Umverteilung ist stark. Viele Leistungsanbieter haben ein Interesse daran, dass der niederschwellige Zugang der Nachfrage nach Gesundheitsleistungen Auftrieb gibt. Steigende Prämien ziehen auch umfangreichere Prämienverbilligungen nach sich und führen so zu einer zunehmenden Verstaatlichung der Gesundheitsfinanzierung, was der Bundesverwaltung und dem linken Lager willkommen ist.



Eigenverantwortung: CSS-Chefin Colatrella.

# Rassismuskeule gegen Lehrer

Von Alex Baur — Gemäss *Sonntagsblick* wurden zwei junge Afghanen in Reinach von ihren Lehrern systematisch diskriminiert. Man sollte nicht immer alles glauben, was geschrieben wird.



Angelicke Hasswelle: Berichterstattung im *Sonntagsblick* vom 8. April.

Die Not muss gross gewesen sein. Sogar per Twitter suchte Fabian Eberhard, Experte für Soziales und Rechtsextremismus bei der *Blick*-Gruppe, nach Rassismusopfern, die ihm von ihrem Leid erzählen würden. Das Resultat war vier Tage nach dem Twitter-Aufruf auf der Titelseite des *Sonntagsblicks* zu lesen: «Rassismus-Report: Massiv mehr Übergriffe». Auf fünf Seiten walzte das Boulevardblatt die angelicke Hasswelle in der Schweiz aus.

Ein konkreter Fall durfte in der Berichterstattung natürlich nicht fehlen: Die Gebrüder mit dem Pseudonym Jamal, achtzehn, und Ali, zwanzig, aus Afghanistan sollen im Baselbiet von ihren Lehrern wegen ihrer Rasse systematisch diskriminiert werden. Die Schulmeister würden den beiden vorwerfen, dass sie von ihren Steuergeldern lebten, ist da etwa zu lesen, sie gäben ihnen extra schlechte Noten, würden ihnen sogar das Fragen verbieten oder ihnen Lügen unterstellen, sie bei Belohnungen übergehen.

«Die ständigen Schikanen» seien «wie jeden Tag ein bisschen sterben», zitiert das Boulevardblatt Jamal. Die Lage ist ernst: «Jamal plagen immer öfter Suizidgedanken.» Dabei wollten die Jungs doch nur wie alle andern behandelt werden. «Wiederholt meldeten sich die beiden beim Schulleiter», klagt der *Sonntagsblick*, «nichts passiert.» Was der Schulleiter und die betroffenen Lehrer dazu sagen, erfah-

ren wir im *Sonntagsblick* allerdings nicht. Da alles anonymisiert wurde, ist das nicht so einfach herauszufinden.

Wir nehmen uns die Mühe trotzdem und werden nach einigen Recherchen fündig, bei der Sekundarschule in Reinach BL. Dort leben die jungen Afghanen, die Ende 2015 als «unbegleitete Minderjährige» in die Schweiz eingereist sind. Der Jüngere hat bereits eine Lehrstelle in Aussicht, der ältere arbeitet noch daran. Das Ehepaar M., bei dem die beiden wohnen und das den *Sonntagsblick* alarmiert hat, verweist uns an die Schule.

## Die Lehrer mochten nicht für etwas büssen, was sie aus ihrer Sicht nicht getan hatten.

Wie Schulratspräsidentin Kathrin Beck auf Anfrage erklärte, wurden die Rassismusvorwürfe dem Schulleiter Mitte März gemeldet. Dieser habe sehr wohl reagiert und mit dem Ehepaar M. und den Lehrern gesprochen. Weil aber einer der Lehrer krank war und die Ferien bevorstanden, habe man die Aussprache mit allen Beteiligten aufgeschoben. Kurz vor Ende der Ferien sei dann der Artikel im *Sonntagsblick* erschienen. Die Lehrer, welche die Vorfälle ganz anders erlebt hätten, hätten sich zu Unrecht angegriffen gefühlt.

Die Sache sei an mindestens einem halben Dutzend Sitzungen mit den Involvierten besprochen worden, wobei auch ein Sozialarbeiter zugegen gewesen sei. Mehr könne sie aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes nicht sagen.

Wir müssen also noch etwas tiefer bohren. Die Vorfälle, die uns dabei zu Ohren kommen, sind im Prinzip dieselben, doch in den entscheidenden Details gibt es markante Abweichungen. Effektiv thematisierte ein Lehrer im Unterricht das Schweizer Steuer- und Sozialsystem, was von den sensiblen Afghanen, die von der Sozialhilfe leben, offenbar als Affront empfunden wurde. Tatsächlich verbot ein Lehrer einmal den beiden das Reden und liess Fragen unbeantwortet, weil man gerade mitten in einer Prüfung war. Als ein Lehrer bei einem Ausflug den Schülern die Frage stellte, an welchem Punkt ihres Lebens sie stünden, antwortete Ali: «Bei 25 Prozent.» Dann habe er dem Migrationsamt aber bezüglich seines Alters einen Bären aufgebunden, witzelte der Lehrer. Owei owei, das hätte er besser unterlassen. Ali war schwer beleidigt. Als dann auch noch beim Verteilen der von einer Reise übriggebliebenen Schöggeli keines mehr für Jamal übrig blieb, war der Damm definitiv gebrochen.

## Geplante Versöhnung

Am 9. April, dem ersten Tag nach den Ferien, hatten die Lehrer Ali und Jamal extra begrüßen wollen. Die geplante Versöhnung ging gründlich in die Hose, nachdem just am Vortag der Artikel im *Sonntagsblick* erschienen war. Ali und Jamal blieben der Schule zwei Tage fern. Sie beharrten darauf, dass sich die Lehrer schriftlich bei ihnen entschuldigen müssen. Doch diese mochten nicht für etwas büssen, was sie aus ihrer Sicht nicht getan hatten. Zahlreiche Krisensitzungen, zu denen neben dem Schulrat, dem Schulleiter, dem Ehepaar M., den Lehrern und dem Sozialarbeiter auch schon der Arzt der Afghanen teilnahm, haben nicht die erhoffte Entspannung gebracht.

Einer der Lehrer erscheint mittlerweile nur noch mit seinem Anwalt zu den Aussprachen. Und das mit gutem Grund. Die Sekundarschule von Reinach erlebt seit dem letzten Herbst strubbe Zeiten. In einer Serie von Artikeln schrieb die *Basler Zeitung* ziemlich aggressiv und einseitig über angebliches Mobbing von Lehrern gegen Schüler an der Reinacher Sekundarschule. Die Vorwürfe sind von einer ähnlichen Währung wie jene der Afghanen: Auslegungsbedürftig, und sie werden bestritten. Trotzdem haben dem Vernehmen nach bereits zwei Lehrer das Handtuch geworfen und sich krankschreiben lassen.

Hinter den *BaZ*-Geschichten stehen allerdings ausschliesslich Schweizer Kinder und vor allem deren Eltern. Gut möglich, dass sich Jamal und Ali gesagt haben: «Was unsere Schweizer Gspänli können, das schaffen wir mit links.» So gesehen, könnte man von einer erfolgreichen Integration sprechen.

# Frau Bergs Abschied von der Ironie

Von Rico Bandle — Sibylle Berg hat das Referendum gegen Sozialdetektive initiiert. Die Schriftstellerin mit der besonderen Lebensgeschichte ist unverhofft zu einem politischen Faktor geworden. Dabei interessierte sie sich bisher vor allem für das seltsame Sexualverhalten der Spezies namens Mensch.

**P**lötzlich ist sie eine Heldin der direkten Demokratie. Gibt in allen Zeitungen Interviews. Politologe Claude Longchamp rühmt ihre Rolle als Auslöserin des ersten Social-Media-Referendums der Schweiz. Sie sieht bereits ein Denkmal für sich und ihre Mitstreiterinnen errichtet, «darüber eine Fahne: die Retterinnen von der Welt», wie sie kürzlich twitterte. Sibylle Berg twittert viel. Wie Donald Trump. Und wie er macht sie seit kurzem Politik mit dem Kurznachrichtendienst. Allerdings unverhofft.

Kurz nachdem der Nationalrat das Gesetz verabschiedet hatte, laut dem Versicherungen in ihrem Kampf gegen Versicherungsbetrug Privatdetektive einsetzen dürfen, twitterte die Schriftstellerin: «Referendum. schnell.» Normalerweise kommt bei ihr einige Minuten später bereits der nächste Tweet, und der vorherige ist vergessen. Diesmal war alles anders. Es meldeten sich andere Twitter-Nutzer, die sie unterstützen wollten, darunter SP-Jungpolitiker Dimitri Rougy, der die Sache in die Hand nahm. In kürzester Zeit fanden sich im Internet über 10 000 Leute, die mithelfen wollten. Wenn jeder von ihnen nur fünf Unterschriften sammelte, würde das Referendum zustande kommen. Bisher war die Referendumsarbeit fast ausschliesslich Parteien und Organisationen vorbehalten, die dank starker Mitgliederstruktur die anstrengende Unterschriftensammlung stemmen konnten. Nun kann erstmals eine Privatperson so etwas ohne viel Aufwand über Social-Media-Kanäle anstossen.

Die Rolle ist für Sibylle Berg völlig neu. Noch vor wenigen Wochen rief die Demokratieheldin in ihrer Kolumne auf *Spiegel* online indirekt dazu auf, mit Gewalt gegen politisch Andersdenkende vorzugehen. «Vielleicht ist der Schwarze Block, die jungen Menschen der Antifa, die Faschisten mit dem einzigen Argument begegnen, das Rechte verstehen, die einzige Bewegung neben einem digital organisierten Widerstand, die eine Wirkung

hat.» Sie ist dabei unmissverständlich: «Die Zeit des Redens ist vorbei.» Mit anderen Worten: Jetzt muss zugeschlagen werden. Anlass der Kolumne war die Diskussion an der Frankfurter Buchmesse über die Anwesenheit von Verlagen, die Bücher von migrationskritischen und rechtskonservativen Autoren publizieren. Berg will diese Leute weg haben, am liebsten weggeprügelt von schwarzvermummten Krawallbrüdern.

Sibylle Berg kennt nur Schwarz oder Weiss, wobei dies in vielen Fällen bereits zu viel der Differenzierung ist. In ihren Büchern ist diese Radikalität ihre Stärke, zumal sie Radikalität mit ihrer Ironie richtiggehend zelebriert: Als würde sie über einen Zoo-besuch berichten, schreibt sie über Menschen als emotional unterkühlte Triebwesen, die, in ihrem Dreck liegend, unappetitliche Dinge tun. Ihre Geschichten sind Karikaturen der urbanen Gemütslage: gnadenlos, präzise, bissig und oft an der Grenze des guten Geschmacks.

Nun überträgt sie ihren Stil auf die Politik, wobei hier von der Ironie nichts mehr übrig bleibt. Natürlich ist es richtig, darüber zu diskutieren, ob das Parlament nicht zu weit gegangen ist mit den Möglichkeiten der Überwachung von vermeintlichen Sozialhilfebetrügnern. Bei Berg geht es aber gleich um das Überleben unserer Zivilisation:

Das neue Gesetz führe zu einer «Diktatur des Kapitals», es gehe darum, Menschen gegeneinander «aufzuhetzen, Misstrauen und Hass zu säen». Bereits sieht sie eine «private Polizei und Armee» gegen die armen Leute aufmarschieren, wie sie im *Tages-Anzeiger* erklärte.

## Am Anfang war sie Puppenspielerin

Sibylle Berg wurde 1962 in Weimar in der damaligen DDR geboren. Der Vater, ein Musikwissenschaftler, verliess die Familie früh. Die Mutter war Alkoholikerin und nahm sich später das Leben. Nach dem Abitur machte Berg eine Ausbildung als Puppenspielerin und arbeitete drei Jahre lang in dem Beruf.

1984 schrieb sie dem Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker einen Brief des Inhalts, dass sie in den Westen ausreisen wolle. Bereits am folgenden Tag erhielt sie Besuch von der Stasi, ihren Job als Puppenspielerin war sie los. Nach vier Monaten wurde der Antrag bewilligt. «Ein Stasimitarbeiter setzte mich in den Zug nach Berlin, wo ich genau eine Viertelstunde Zeit hatte, das Land zu verlassen», erzählte sie einmal. «Ich musste da weg, musste mein Leben retten.»

Sie lebte in Berlin, hatte Suizidgedanken, besuchte einen Akrobatikkurs an der Dimitri-Schule in Verscio, Kanton Tessin, zog nach Hamburg, arbeitete als Putzfrau und Sekretärin, kam über eine Werbeagentur mit dem professionellen Schreiben in Kontakt. Und dann, 1992, der Autounfall. Mit einem geliehenen BMW Z1 Cabrio überschlug sie sich mehrmals. Ein Scharnier des Faltdachs bohrte sich durch die Stirn. Berg war völlig entsetzt. Allein um ihr Gesicht wiederherzustellen, waren 22 Operationen nötig. «Vorher fand ich mich furchtbar hässlich, danach dachte ich: «Malen wir die Sache einfach hübsch an und setzen ein Hütchen auf!», sagte sie einmal in der NZZ.

1996 zog sie nach Zürich, kurz darauf erschien ihr erstes Buch, «Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot» – gleich ein Riesenerfolg. Es ist ein Buch über Versager, beziehungsgestörte Menschen, schlechten Sex. Wie in der Folge fast alle ihre Texte: Da ist eine triste, kaltherzige Welt, heiter beschrieben von Frau Berg. Sie selbst sagt, ihre Bücher drehten sich alle um dieselbe Grundfrage: «Wie kann man aufrichtig lieben und sich einer guten Sache verschreiben, wenn man weiss, wie albern unsere Bemühungen angesichts der Idiotie auf der Welt sind?» Sibylle Berg kennt beim Schreiben keinerlei Scham, redet nie um den heissen Brei herum, geht immer aufs Ganze. In ihrem letzten Roman, «Der Tag, als meine Frau einen Mann fand», lautet das zentrale Problem: «Ich vermute, wir wollen nicht ficken; ich glaube, keiner, der zehn Jahre mit einem Menschen zusammen ist, will das, aber wir fügen uns, bewegen unsere Körper im Takt eines universellen Schlaggebers. Wir müssen das Ding jetzt durchziehen.»

Ja, bei ihr bedeutet Sex immer «ficken», nie «Liebe machen». Gefühle? Wer braucht die schon! Und Ficken, das sei in erster Linie Männersache, wie sie einmal schrieb: «Nein, nein, sagen die gutdressierten Frauen jetzt, ich hab Spass am Sex, ich probier gerne mal was Neues



«Referendum. schnell»: mit Rougy.

In kürzester Zeit fanden sich 10 000 Leute, die mithelfen wollten.



«Houellebecq mit besseren Sexszenen»: Demokratieheldin Sibylle Berg.

aus. Quatsch. Um die Männer zu halten, macht ihr das, geht in Swingerklubs, lasst euch anfassen, und könnt das alles doch gar nicht abducken danach.» In ihren vielen Kolumnen und Texten tönt dies jedoch immer wieder etwas anders. «Wenn man einen Mann hat, sollte

man sich daran freuen, ihn lieb behandeln, falls er nicht haut oder Tiere tötet, und mit ihm schlafen, so oft es geht, denn wozu hat man sonst einen», schrieb sie in der *Annabelle*, um dann fortzufahren: «Was ist so schlimm daran, sich zum Geschlechtsakt überreden zu

lassen [...]. Meine Güte, es tut doch nicht weh, dauert oft nur ein paar Minuten, und hernach kann man sich daran freuen, dass noch irgendeiner mit einem schlafen wollte [...].»

Aber klar, das ist alles nur ironisch gemeint. Oder auch nicht. Jedenfalls, ihr Menschenzoo besteht fast ausschliesslich aus armen Schweinen: «So verzweifelt. Da denken sie [die Menschen], sie könnten über ihr Leben bestimmen. Das kann doch keiner. Der Wille ist so etwas wie Hoffnung: ein Märchen zum Durchhalten.»

Die Autorin wird wegen ihres zelebrierten Weltkells oft mit Michel Houellebecq verglichen. Sie selbst kontert, ihre Bücher seien «Houellebecq mit besseren Sexszenen». Sibylle Berg ist eine äusserst disziplinierte

---

### Die Linken werden also, wenn sie böse sind, kurzerhand zu Rechten erklärt, zu Nazis.

---

Schreiberin, steht um sechs oder sieben Uhr auf, dreht den Gettoblast mit Musik von Rammstein auf grösste Lautstärke und tippt in den Computer. Zumindest früher habe sie das gemacht, so hört man; heute dürfte alles etwas ruhiger geworden sein. Aber noch immer ist ihre Produktion von Romanen, Theaterstücken und Kolumnen beträchtlich.

#### Glücklich verendet in der Schweiz

Ihre Liebe zu Zürich und der Schweiz kann Berg nicht genug betonen. «Es gibt Schlimmeres, als in der Schweiz zu verenden», sagt sie. Seit einigen Jahren ist sie auch Schweizerin. Während die meisten Leute, die aus dem Osten geflüchtet sind, eine tiefe Abneigung entwickelt haben gegen alles, was nach Sozialismus tönt, steht bei Berg – wie es sich in ihrem Milieu gehört – der «Neoliberalismus» für das Böse. Wie sie, die vom real existierenden Sozialismus geflüchtet ist, sich dies zusammenschustert, entnimmt man dem Buch «Vielen Dank für das Leben» (2012). Dort heisst es, die DDR sei ein Land, «in dem alte Nationalsozialisten Kommunismus spielen». Die Linken werden also, wenn sie böse sind, kurzerhand zu Rechten erklärt, zu Nazis, schon geht das Weltbild wieder auf.

Hört man Berg reden, so fällt ihre fragile, ja zerbrechliche Stimme auf. Im direkten Kontakt ist sie stets ausgesprochen höflich – um dann schreibend mit aller Wucht dreinzuschlagen. In ihrer letzten Kolumne auf *Spiegel* online meint sie, Intellektuelle, die sich politisch engagierten, seien alles frustrierte Menschen: «Opfer einer grossen Kränkung», die sich «mehr von ihrem Leben versprochen» hatten. Schreibt sie da etwa über sich selbst? Natürlich nicht. Sie meint nur jene Intellektuellen, die politisch auf der anderen Seite stehen. Völlig ironiefrei.

## Personenkontrolle

**Berset, Fiala, Laeri, Marchand, Schneider-Ammann, Wallimann, Renfer, Quadranti, Landolt, Beck Schimmer, Steiner, Sorrell, Mahlock**

Alain Berset, Kahlschläger, darf sich freuen. Der SP-Gesundheitsminister hat vor Bundesgericht einen wichtigen Sieg errungen. Die Richter kommen in ihrem Urteil vom 29. März zum Schluss, dass die Anpassungen in der Tarifstruktur Tarmed von 2012 und die 2014 eingeführten linearen Kürzungen bei verschiedenen ärztlichen Leistungen rechtens waren. Der Bundesrat dürfe bei seinen Eingriffen auch «politischen Anliegen Rechnung tragen», so das Gericht. Dies bleibt umstritten. Auch die 2018 eingeführten neuen Tarife werden von vielen Ärzten als nicht sachgerecht und nicht wirtschaftlich eingestuft (siehe «Bersets Kunstfehler», *Weltwoche* Nr. 8/18, und «Unter Bersets Kunstfehler leiden Ärzte und Patienten», Nr. 9/18). Die bundeseigenen Juristen hatten Berset vorsorglich gewarnt, es gehe nicht an, via Tarifstruktur Politik zu machen. Davon will das Bundesgericht nun nichts wissen. Klagen gegen die ab 2018 geltende Regelung dürften es nun schwerer haben, auch wenn offensichtlich ist, dass sich bestimmte Operationen nicht mehr rechnen, etwa im Bereich der Augen- und Handchirurgie. (*gut*)

Doris Fiala, PR-Profi, war am Sechseläuten als Ehrengast unterwegs. Und wie üblich nutzte die Zürcher FDP-Nationalrätin das Fest optimal in eigener Sache. Als der Scheiterhaufen bereits 16 Minuten 30 Sekunden brannte, trat Fiala auf der Hinrichtungsstätte zum Interview bei der unkundigen Moderatorin **Patrizia Laeri** an. Die Befragte legte los, als müsste sie allen Nichtwissenden die an diesem Tag in Zürich vorherrschenden Sitten und Gebräuche erklären. 17 Minuten 30 Sekunden: Erste Knaller gingen ab, Laeri erschrak («Oh, es geht ab!»), doch Fiala parlierte atemlos weiter. 19 Minuten: Mit dem Hinweis «Danke vielmals, Frau Fiala» versuchte Laeri, ihre Gesprächspartnerin galant zu verabschieden. Doris Fiala blieb, sie schaffte es sogar noch, eine Prognose über den Termin des finalen Knalls abzugeben. Um 20 Minuten 31 Sekunden war es so weit. Kopf weg! Doris Fiala war immer noch da. Entzückt applaudierte sie. Dann zog die längst Verabschiedete frohgemut von dannen. Der beklagenswert zugerichtete Böögg rückte wieder ins Rampenlicht. (*rz*)

Gilles Marchand, Sanierer, will die Anteile seiner SRG an Admeira abtosseln. Vor gut zwei Jahren hatte die SRG den Werbevermarkter zu-



Gutes Zureden: SRG-Direktor Marchand.



Karriere dank Trump: Lorna Mahlock (r.).



Atemlos: Fiala (l.), Laeri.



Muntermacherin: BDP-Politikerin Quadranti.

sammen mit Swisscom und Ringier aus der Taufe gehoben – und damit die übrigen privaten Medienunternehmen verärgert. Der Zusammenschluss ist wettbewerbsrechtlich so bedenklich, dass die Fachleute der Wettbewerbskommission (Weko) ihn zuerst verbieten wollten. Erst durch gutes Zureden von Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) genehmigte die Weko Admeira. Schneider-Ammann dementiert eine solche Einflussnahme bislang. Doch auch in dieser Frage finden zunehmend Lockerungsübungen statt. Sogar an öffentlichen Anlässen verbreiten hochrangige Weko-Mitarbeiter, dass die Exekutive beim Admeira-Entscheid Einfluss ausgeübt habe. In diese Richtung äusserten sich **Niklaus Wallimann** (Chefökonom der Weko) und **Stefan Renfer** (Leiter Binnenmarkt) an der «6. Tagung zum öffentlichen Wirtschaftsrecht» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften Anfang April vor rund 200 Personen. (*fsc*)

**Rosmarie Quadranti**, Zweckoptimistin, hält unbeirrt die Fahne der BDP hoch. Als Fraktionschefin im Bundeshaus wirkt die Nationalrätin nebenbei auch als Muntermacherin ihrer nicht erfolgsverwöhnten Partei. Nach den kommunalen Wahlen in Zürich twitterte Quadranti: «Gratuliere den neu- oder wiedergewählten BDPlern des Kantons Zürich». Das gefiel Parteipräsident **Martin Landolt**. Allerdings: In den acht Gemeindeparlamenten findet sich kein BDP-Sitzgewinn. Kein einziger. Hingegen verlor die BDP in Illnau-Effretikon und in Dübendorf je einen Sitz. Es ist gewiss nie falsch, nach Wahlen irgendjemandem zu gratulieren und so Fake-News-Oberwasser vorzugaukeln. Richtig ist aber auch, was der *Tages-Anzeiger* im letzten Satz seiner Wahlanalyse anmerkte: «Die BDP verliert auf tiefem Niveau.» (*rz*)

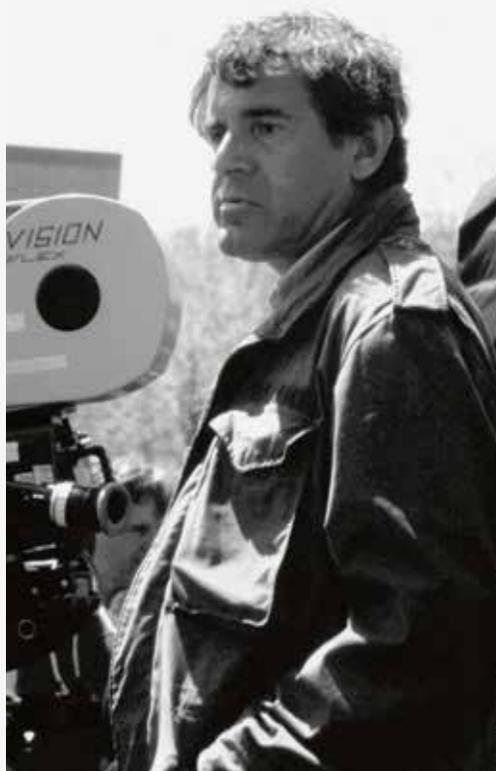
**Beatrice Beck Schimmer**, Cousine, steigt definitiv auf den neugeschaffenen Posten einer Direktorin Universitäre Medizin an Spital und Universität Zürich auf. Der Universitätsrat liess sich nicht davon irritieren, dass die einzige im Rennen gebliebene Kandidatin mit Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin **Silvia Steiner** (CVP) verwandt ist (siehe «Und übrig blieb die Cousine», *Weltwoche* Nr. 10/18). Im Kantonsrat hatte das Geschäft für Kritik gesorgt, über sechzig Parlamentarier verschiedener Parteien stellten dem Regierungsrat nach Erscheinen des *Weltwoche*-Artikels kritische Fragen. An der Wahl von Beck Schimmer änderte dies offensichtlich nichts. (*gut*)

**Sir Martin Sorrell**, Imperator, hat in 33 Jahren eine der weltgrössten Marketingfirmen gezimmert: den WPP-Konzern, der letztes Jahr gut 15 Milliarden Pfund Umsatz und 2 Milliarden Pfund Gewinn schrieb. Am Montag ist Sorrell aufgrund von allgemein gehaltenen Anschuldigungen betreffend «persönliches Fehlverhalten» zurückgetreten. Dieses Fehlverhalten soll auf Kosten der Firmenkasse gegangen sein. Für die Eigentümer war der Rücktritt des Mannes, der das Imperium aufgebaut hat, trotzdem keine gute Nachricht. WPP verlor an der Börse 6,5 Prozent seines Firmenwerts – ein Verlust von fast einer Milliarde Pfund. (*fsc*)

**Lorna Mahlock**, weiblicher US Marine, macht dank Donald Trump Karriere. Der Präsident ernannte die 49-jährige Irak-Veteranin zur Generalin. Wenn sie vom Senat bestätigt wird – daran zweifelt niemand –, ist sie die erste schwarze Amerikanerin mit diesem Rang in der legendären Elitetruppe der Ledernacken. Insgesamt beträgt der Frauenanteil bei den Marines 8 Prozent. (*ky*)

## Nachruf

**Milos Forman (1932–2018)** — Als er 1963 seinen ersten Spielfilm drehte, hatte der aus Mittelböhmen stammende Filmtheaterliebhaber bereits seinen Stil geprägt: «Der schwarze Peter», ein semidokumentarisch gedrehtes Porträt eines Ladenschwengels, eines 16-jährigen Lehrlings, enthielt bereits alle Zutaten, die sein fulminantes späteres Hollywood-Werk prägen sollten: der satirisch geprägte Blick auf menschliche Schwächen, die scharf beobachteten Züge sozialer Ungerechtigkeiten, eingebettet in einem von jeglichem Glamour befreiten Realismus. Milos Forman kam genau zur rechten Zeit in die Filmmetropole – als die Jungen mit einem neuen Blick auf die Wirklichkeit die eingefahrenen Muster des alten Hollywood aufbrachen und New Hollywood schufen. Nach «Taking Off» (1971), seinem ersten US-Film, der bei der Kritik ankam, aber nicht an der Kasse, konnte er die Regie von «One Flew Over the Cuckoo's Nest» (1975) – sein Welterfolg – übernehmen, weil der damals angesagte Hal Ashby den Produzenten Michael Douglas und Saul Zaentz jedes Vorgespräch verweigerte, worauf die beiden Forman den Vorzug gaben. Eine



*Furiose Kraft:* Regisseur Forman.

weise Entscheidung. Das Oregon State Hospital, in dem gedreht wurde, war ein deprimierender Ort – für Forman, der aus den tristen Milieus kommunistischer Zeit kreative Feuerwerke schuf («Die Liebe einer Blondine», «Der Feuerwehrball»), genau die richtige Inspiration, um sein erstes Meisterwerk zu schaffen, das bei der Oscar-Verleihung gleich die «Big Five» gewann, die Oscars in den wichtigsten Kategorien. Verwunderlich war das nicht. Forman, der zum ersten Mal mit Profis wie Jack Nicholson arbeitete, setzte diese so ein, wie er es im Prager Frühling mit seinen Laien gemacht hatte. Daraus resultierte der besondere Reiz, die Reibung zwischen Star und Realismus.

In seinem erfolgreichsten Film, «Amadeus», nach dem Bühnenstück von Peter Shaffer, nutzte er seinen Stil im historischen Gewand. Das hatte eine furiose Kraft, weil er Mozarts Geschichte aus der Perspektive des Rivalen Salieri erzählte, der in einer Nervenheilanstalt sein Leben fristete. Kein Kontinentaleuropäer prägte das neue Hollywood so stark wie Milos Forman. *Wolfram Knorr*



“A MODERN PLACE  
WITH AN ANCIENT HEART”

**MASI** Seefeldstrasse 5  
WINE BAR 8008 Zürich  
RESTAURANT +41 44 252 52 12  
masiwinebar.ch

# Voll auf Kurs

Von James Delingpole — In einem Jahr verlässt Grossbritannien die Europäische Union. Auch wenn die Gegner das Brexit-Projekt nach Kräften sabotieren, wird am Ende die Unabhängigkeit triumphieren.

Ich lag noch im Bett, als ich von meiner Frau vom wunderbaren Ausgang des Brexit-Referendums erfuhr. «Wir haben gewonnen!», rief sie. Mein Plan, möglichst frühzeitig zum Glastonbury-Rockfestival aufzubrechen, um Staus zu vermeiden, hatte sich damit natürlich erledigt. Denn zunächst ging es um die strahlende Zukunft Grossbritanniens, das die Fesseln des sozialistischen europäischen Superstaats abschütteln würde. Ich rief meinen Freund Toby Young an, mit dem ich in «Brexit: The Movie» aufgetreten war, und gemeinsam nahmen wir einen Podcast mit einer hämischen Spontanreaktion auf.

Dann schrieb ich meinem Sohn, der, anders als die meisten seiner Mitschüler in Eton, ein überzeugter Brexiteer war und mit dem Sohn eines Ministers (Philip Hammond, der bald darauf das Amt des Schatzkanzlers übernahm) um zehn Pfund auf den Austritt gewettet und gewonnen hatte. Und schliesslich loggte ich mich in mein Wertpapierdepot ein und kaufte für mehrere tausend Pfund Aktien (British

Aerospace, BP, British Land), denn ich war überzeugt, dass deren Kurse nun kräftig anziehen würden.

## Schlechte, unpatriotische Verlierer

Seit diesem wunderbaren, denkwürdigen 24. Juni 2016 sind fast zwei Jahre vergangen. Doch heute – der offizielle Austritt aus der EU wird in einem knappen Jahr stattfinden – bin ich nicht mehr so optimistisch. Natürlich bin ich immer noch überzeugt, dass wir die richtige Entscheidung getroffen haben. Und keine der düsteren Prognosen, die vom Lager der EU-Freunde mit ihrer Angstkampagne (siehe unten) verbreitet worden waren, hat sich erfüllt. Aber ich beobachte mit Sorge, dass das Problem, das so viele Briten dazu gebracht hat, für einen Austritt aus der Europäischen Union zu stimmen, nicht verschwunden ist: eine einflussreiche, unbelehrbare, arrogante linksliberale Elite, die entschlossen ist, den demokratischen Willen des Volkes nach Kräften zu torpedieren.

Fast jeder Politiker, fast jede Person des öffentlichen Lebens, fast jeder Promi, der sich irgendwann zu einem Thema jenseits von Fussball oder Showbusiness geäussert hat, hält den Brexit für eine Katastrophe und seine Befürworter für rassistische Primitivlinge und fordert eine Wiederholung des Referendums, wobei dafür gesorgt werden müsse, dass diesmal das «richtige» Ergebnis herauskomme.

Zu diesen Brexit-Gegnern gehören die Pop-sängerin Lily Allen, der Fussballer Gary Lineker, der Unternehmer Richard Branson (Gründer der Virgin Group), der Philosoph A.C. Grayling, die Schriftstellerin Joanne K. Rowling und der Investor George Soros, der der Kampagne zur Verhinderung des Brexit fast eine Million Pfund zugesagt hat.

Hinzu kommt das politische Establishment – all die Abgeordneten (in Westminster und Strassburg) und EU-Beamten, die ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Status quo haben. Viele von ihnen sind abgehalfterte, gestrige Politgrössen: der ehemalige stellvertretende

## «Projekt Angst» im Spiegel der Wirklichkeit

Vor der Brexit-Abstimmung malten angebliche Experten Katastrophenszenarien an die Wand. Keine ihrer Prognosen hat sich bewahrheitet. Jedenfalls bis heute.

DONALD TUSK



«Ich fürchte, der Brexit könnte der Anfang vom Ende nicht nur der EU, sondern auch der gesamten westlichen politischen Zivilisation sein.»

Donald Tusk, Präsident des Europäischen Rates, 13. 6. 2016



CHRISTINE LAGARDE



«Während grosse Unsicherheit herrscht über die Reaktion des Marktes im Falle eines Brexits ... geht man davon aus, dass sie negativ ausfallen wird und schwerwiegend sein könnte.»

Christine Lagarde, IWF-Chefin, 13. 5. 2016



- Gute Geschäftsaussichten: Apple hat sein Hauptquartier in einer neu renovierten Battersea-Base aufgeschlagen. *ITV News*, 21. 11. 2016

GEORGE OSBORNE



«Nach zwei Jahren wird das Bruttoinlandprodukt (BIP) um sechs Prozent tiefer sein.»

George Osborne, ehemaliger Schatzkanzler, 23. 5. 2016



- Aber das BIP wuchs nach der Brexit-Abstimmung: Q3 2016: 0,6 % Q4 2016: 0,6 % Q1 2017: 0,2 % Q2 2017: 0,3 %
- Grossbritannien war die schnellstwachsende Wirtschaft von den G-7 im Jahr 2016. *Guardian*, 4. 10. 2016
- Die Aktivität im Produktionssektor Grossbritanniens war höher als in den vergangenen zweieinhalb Jahren. *BBC News*, 3. 10. 2017
- Facebook schafft 500 neue qualifizierte Jobs in London. *ITV News*, 21. 11. 2016

«Die Analyse des Schatzkanzleramts, die heute veröffentlicht wird, kommt zum Schluss, dass direkte Konsequenzen eines Austritts signifikante Arbeitsplatzverluste in ganz Grossbritannien wären. Innert zweieinhalb Jahren würde mindestens eine halbe Million Jobs verloren gehen – und das ist eine milde Schätzung, in ganz Grossbritannien könnten bis zu 820 000 Jobs verloren gehen.»

George Osborne, ehemaliger Schatzkanzler, 23. 5. 2016



- Die Arbeitslosigkeit ist so tief wie seit 40 Jahren nicht mehr. Statistisches Amt Grossbritanniens, ONS, August 2017
- 75,1 % der Leute der 16- bis 64-Jährigen haben eine Arbeit, das entspricht der höchsten Beschäftigungsquote seit Beginn der Messungen. ONS, August 2017
- Die Zahl der Arbeitslosen ist um 157 000 gefallen seit dem Referendum. ONS, August 2017
- Gute Geschäftsaussichten: Snapchat hat sein Büro ausserhalb der USA in London eröffnet. *Telegraph*, 26. 11. 2016

■ Prognose ■ Brexit ★★★★★ ■ Realität

Big Business und Brüssel ziehen an einem Strang.



«Brexit heisst Brexit»: riesige Installation von Premierministerin Theresa May bei Dover, 2017.

Premierminister Nick Clegg (dessen Liberaldemokratische Partei bei den letzten Wahlen fast hinweggefegt wurde), die Tories Kenneth Clarke und Lord Heseltine, Relikte aus der verblässenden Thatcher-Ära, oder Ex-Premierminister Tony Blair, weithin verachteter Freund reicher Despoten, der kürzlich den Nerv hatte,

eine ausländische Macht (ausgerechnet Deutschland!) aufzufordern, sich seiner Kampagne zur Verhinderung des Brexit anzuschliessen. All diese Loser können sich darauf verlassen, dass die BBC, die seit langem als Propagandaabteilung der EU fungiert, ihnen reichlich Sendezeit zur Verfügung stellt.

Theoretisch wäre das alles irrelevant. Premierministerin Theresa May (die selbst gegen den Brexit stimmte) hat erklärt: «Brexit heisst Brexit.» Und Grossbritannien wird in knapp einem Jahr aus der Europäischen Union austreten. Aber der Teufel steckt im Detail. Werden wir dann als stolze, unabhängige Freibeuternation dastehen? Oder werden wir noch immer durch so viele Paragraphen an die EU gebunden sein, nur diesmal ohne Stimmrechte, dass wir uns die Mühe hätten sparen können?

Als ich wenige Wochen vor dem Referendum in der Schweiz war, schien die Antwort auf der Hand zu liegen. Das war die Lösung: sich die Schweiz zum Vorbild zu nehmen, ein Land, das geografisch, kulturell und historisch zu Europa gehört, aber wirtschaftlich und politisch unabhängig ist.

Grossbritannien war schliesslich jahrhundertlang eine prosperierende, souveräne Freihandelsnation gewesen, lange bevor Jean Monnet von einer Europäischen Union auch nur träumen konnte. Nach einem Treffen mit Christoph Blocher – der seit 1980 Geschäftsbeziehungen mit China pflegt, viel länger als die EU – war ich überzeugter denn je, dass kleine, bewegliche, unabhängige Nationen ökonomisch viel mehr Sinn machen, als wenn sie in eine sklerotische Zollunion gezwängt sind.

Doch ich hatte nicht mit der hartnäckigen Obstruktionsmentalität des EU-freundlichen

BRITISCHES  
SCHATZ-  
KANZLERAMT



«4300 Pfund kostet es britische Familien, wenn Grossbritannien die EU verlässt.»

Britisches Schatzkanzleramt, 18. 4. 2016

★★★★★

- **Lohnwachstum:** Die Löhne vor Boni wuchsen um 2,1 % während des letzten Jahres. ONS, August 2017
- **Gute Geschäftsaussichten:** Google verpflichtet sich für die Zeit nach dem Brexit zur Eröffnung eines Hauptquartiers im Wert von einer Milliarde Pfund. Guardian, 16. 11. 2016

TheCityUK

City UK hat dafür geworben, in der EU zu verbleiben.

TheCityUK, Interessenverband der Londoner Finanzindustrie

★★★★★

- **Die CityUK glaubt mit fester Überzeugung an die potenziellen Möglichkeiten, welche ein Austritt aus der EU eröffnen wird.** Telegraph, 31. 1. 2017
- **Gute Geschäftsaussichten:** Der Chef von Barclays unterstützt die City; er ist überzeugt, dass London nach dem Brexit ein Hauptfinanzzentrum bleiben wird. BBC News, 3. 1. 2017

MARK  
CARNEY



«Die Risiken eines Austritts aus der EU könnte möglicherweise sein, eine technische Rezession nach sich zu ziehen.»

Mark Carney, Gouverneur der Bank of England

★★★★★

- **Mark Carney: Konsumenten sind in keiner Weise von den Unsicherheiten rund um den Brexit betroffen.** Telegraph, 2. 2. 2017
- **Gute Geschäftsaussichten:** McDonald's verschiebt die Steuerbasis nach Grossbritannien – und entflieht so den rigorosen Vorschriften in der EU. Financial Times, 8. 12. 2016

BARACK  
OBAMA  
ehem. US-Präsident



Grossbritannien stünde «am Ende der Schlange» für ein Handelsabkommen mit den USA.

Barack Obama, April 2016

★★★★★

- **Ich denke, das Verhältnis wird viel besser, viel stärker werden als es jetzt ist ... es macht für mich keinen Unterschied, ob die Briten in der EU sind oder nicht. Sie werden auf keinen Fall am Ende der Schlange stehen, dass kann ich Ihnen sagen.** Donald Trump, Mai 2016
- **Wir haben an einem Handelsabkommen gearbeitet, das ein sehr, sehr grosses Abkommen sein wird, ein kraftvoller Deal, grossartig für beide Länder, und ich denke, wir werden uns sehr, sehr schnell einig werden. Premierministerin May und ich haben eine sehr spezielle Beziehung aufgebaut.** Trump in The Telegraph, 8. 7. 2017

DAVID  
CAMERON  
ehem. Premierminister  
Grossbritanniens



Cameron sagt den dritten Weltkrieg voraus: «Können wir so sicher sein, dass Frieden und Stabilität auf unserem Kontinent ohne den Schatten eines Zweifels gesichert sein werden? Ist es das wert, ein Risiko einzugehen?»

«Ich wäre nie so leichtsinnig, diesen Schluss zu ziehen.» David Cameron, Mai 2016

Grossbritannien «steht vor einem Ansturm von 50 000 Asylbewerbern», wenn es die EU verlässt.

David Cameron, Februar 2016

★★★★★

- **May und Macron unterzeichnen ein neues Grenzabkommen für Calais (Dokument, von dem Cameron voraus sagte, es werde nicht erneuert werden).** Guardian, Januar 2018

## «Heilsame Revolution»

Wirtschaftsprofessor Patrick Minford ist der ökonomische Vordenker des Brexit. Ein Gespräch über Grossbritanniens Chancen ausserhalb der EU. *Von Florian Schwab*



«Politisches Pokerspiel»: Ökonom Minford.

**Professor Minford, wie geht es der britischen Wirtschaft?**

Sehr gut. Wir haben praktisch Vollbeschäftigung. Die Arbeitslosigkeit war niemals tiefer. Auch beim Wachstum des Bruttoinlandsprodukts stehen wir nicht schlecht da. Es sieht so aus, als liege es derzeit bei rund 2 Prozent.

**Kürzlich hat die britische Regierung ihre Wachstumsprognose für 2018 von 1,4 auf 1,5 Prozent angehoben.**

Ich denke, das Wachstum wird höher sein. Die Statistiker der Regierung unterschätzen die schöne Zunahme bei den Exporten und bei der Produktivität.

**Was ist mit den Reallöhnen seit der Brexit-Abstimmung passiert?**

Die Löhne wachsen derzeit um etwa 3 Prozent, während die Teuerung auf 2 Prozent zurückgeht. Es sieht so aus, als ob die Reallöhne zu steigen beginnen. Im Aufschwung seit der Finanzkrise haben wir bisher eher eine Zunahme der Jobs gesehen, ohne Lohnwachstum. Das ist ja der Vorteil des flexiblen Arbeitsmarkts, dass Arbeitslosigkeit abgebaut werden kann.

**Die guten Nachrichten strafen die Prognosen Lügen, der Brexit führe in die wirtschaftliche Misere. Wo haben die Analytiker gerirrt?**

Ein grosser Irrtum: Sie dachten, dass der Brexit eine riesige, schädliche Unsicherheit hervorrufe. Konsumenten würden sparen, statt zu konsumieren, und Investoren würden sich zurückhalten. In unseren Berechnungen sind wir hingegen davon ausgegangen, dass sich die Leute rational verhalten.

**Das heisst?**

Es gibt drei Möglichkeiten: erstens einen *free trade*-Brexit, bei dem Grossbritannien die neugewonnenen Spielräume weltweit nutzt. Zweitens einen «soft Brexit», bei dem sich unsere Beziehung zur EU kaum ändert. Und drittens einen «hard Brexit», verbunden mit einer verrückten Abschottung, welche tatsächlich verheerende Auswirkungen hätte. Die Leute haben verstanden, dass das dritte Szenario sehr unwahrscheinlich ist. Wer die Lage nüchtern analysiert, der sagt sich: «Entweder es ändert sich nichts» (soft Brexit), oder: «Wir profitieren vom Freihandel mit der ganzen Welt.»

**Gemäss den Szenarien der Brexit-Gegner wird der Handel Grossbritanniens mit der EU kollabieren.**

Das ist der zweite grosse Irrtum: Sie sind davon ausgegangen, dass der Brexit sich sehr negativ auf den Handel auswirken würde.

**Die EU ist immerhin der grösste Handelspartner Grossbritanniens.**

Bei den Nahrungsmitteln und Industriegütern ist die EU sehr protektionistisch. Wenn Grossbritannien hier nicht mehr im Korsett des EU-Binnenmarkts ist, dann gibt es viel zu gewinnen. Erstens werden solche Güter um 20 Prozent günstiger, und zweitens bewegt sich die britische Wirtschaft weg von diesen Sektoren mit tiefer Produktivität.

**Was für geringqualifizierte Arbeitskräfte nicht unbedingt von Vorteil ist.**

90 Prozent unserer Jobs haben nichts mit Nahrungsmitteln und Industriegütern zu tun. Die Jobs verlagern sich in die Dienstleistungsindustrie oder in den Hightech-Bereich. Ich sehe den Brexit als überaus heilsame Revolution. Er lenkt unsere wirtschaftliche Produktion um in Richtung Freihandel, was die EU bislang verhindert hat, und in Richtung einer modernen, intelligenten Regulierung – im Gegensatz zur sozialistischen EU. Bei Themen wie Digitalisierung oder Biotechnologie wollen wir in den nächsten Jahrzehnten als Land auf der richtigen Seite der Technologie stehen.

**Ihre Pläne wurden heftig attackiert, weil sie Grossbritannien abverlangen, die Zölle notfalls einseitig zu senken. Das wäre politisch nirgends auf der Welt durchsetzbar.**

Es könnte zwar einseitig erfolgen, muss aber nicht. Während der Brexit-Kampagne haben alle gesagt: «Niemand wird mit uns Freihandelsabkommen abschliessen.» Also haben wir geantwortet: «Dann senken wir die Zölle halt unilateral.» Aber jetzt sieht es ja so aus, als könnten wir recht schnell Freihandelsabkommen mit Neuseeland, Australien und den USA abschliessen. Und das ist es ja, was die Politiker gerne haben.

**Beim Brexit-Deal mit der EU zeichnet sich ab, dass bis Ende 2020 alles beim Alten bleibt. Grossbritannien wird im Binnenmarkt bleiben und kann frühestens für den Zeitraum danach neue Freihandelsabkommen aushandeln.**

Die Schlüsselfrage lautet: Bringen uns diese Verhandlungen auch ein Freihandelsabkommen mit der EU? Wenn ja, dann ist diese Verzögerung ein Preis, den wir bereit sein sollten, zu zahlen.

**Und falls nein?**

Vergessen Sie die ganze Rhetorik aus Brüssel. Die EU weiss genau, dass sie ein riesiges Problem hat, wenn sie von uns in den nächsten zwei Jahren nicht 40 Milliarden Euro bekommt und den Zugang zum britischen Markt verliert. Sie versucht jetzt noch, den Brexit zu verhindern. Sobald sie versteht, dass er unumkehrbar ist, wird man sich finden.

**Ist er wirklich unumkehrbar? Auch in Ihrem Land gibt es Rufe nach einem Abbruch, etwa durch eine neue Volksabstimmung.**

Das ist ein politisches Pokerspiel mit sehr geringen Erfolgsaussichten. Wir haben in Grossbritannien nicht häufig Volksabstimmungen. Aber wenn wir eine abhalten, dann ist das Resultat bindend. Wir stimmen nicht ab, bis das Ergebnis den Eliten passt. Das widerspricht einfach britischen Idealen. Sowohl die Konservativen als auch Labour haben ja ausgeschlossen, dass es eine erneute Volksabstimmung gibt.

#### **Das wahrscheinlichste Szenario?**

Ganz einfach: Bis im Herbst liegt ein vernünftiges Angebot der EU auf dem Tisch, inklusive Freihandelsabkommen nach der Übergangszeit. Und Ende 2020 legen wir los mit dem Freihandel mit der EU und den anderen Ländern, die ich genannt habe.

#### **Wird Grossbritannien auch die Personenfreizügigkeit als Preis für ein solches Abkommen akzeptieren?**

Nein, das ist ausgeschlossen. Brexit heisst: Wir treten aus der Zollunion aus. Und wir treten aus dem Binnenmarkt aus, der uns zur Personenfreizügigkeit verpflichtet.

#### **Prognosen der EU-Kommission sehen Grossbritannien im Jahr 2019 beim Wachstum hinter Italien. Kommt jetzt der Brexit-Schock?**

Meine Ökonomenkollegen tun mir leid. Sie müssen jetzt irgendwie ihre früheren Positionen rechtfertigen. Dieses Muster kennen wir seit der Abstimmung: Zuerst sagt man, das Wachstum werde in Zukunft schwächer. Wenn die Zukunft dann da ist, korrigiert man sich nach oben.

#### **Immerhin: Auch in der EU wächst die Wirtschaft derzeit ganz beachtlich.**

Ja, endlich ist die Rezession in der Euro-Zone halbwegs zu einem Ende gekommen, unterstützt durch eine hohe Dosis Quantitative Easing von Monsieur Draghi. Das ist aber nur vorübergehend, während die Grundprobleme weiterbestehen: die hohen deutschen Exportüberschüsse, welche die Nachfrage drosseln und deflationär wirken, dazu die überaus unflexiblen Arbeitsmärkte. Und grosse Mengen an faulen Krediten im Bankensystem sowie im öffentlichen Sektor. Natürlich freue ich mich über die momentane Aufhellung, aber auf lange Sicht mache ich mir grosse Sorgen um die Euro-Zone.

**Patrick Minford** ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Cardiff und Gründer der «Economists for Free Trade».

britischen Establishments gerechnet. Zwar gelang es nicht, das Abstimmungsergebnis für ungültig erklären zu lassen. Aber diese Leute glauben noch immer, sie könnten ihre Niederlage mit einem Pyrrhussieg kaschieren, indem sie ein Abkommen mit Brüssel schliessen, das für die britischen Interessen so viele Nachteile mit sich bringt, dass all diese blinden Narren, die für den Brexit gestimmt haben, am Ende erkennen müssen, dass sie sich geirrt haben. Ja, die Brexit-Gegner sind wirklich schlechte Verlierer und unpatriotisch.

Nehmen wir nur den jüngsten Bericht des britischen Arbeitgeberverbands (der so vehement EU-freundlich ist, dass viele ihn als Brüsseler Interessenvertretung betrachten). In diesem Bericht, einer scheinbar objektiven Einschätzung der ökonomischen Interessen Grossbritanniens, wird unterstrichen, dass wir nach dem Brexit möglichst eng mit Brüssel verbunden bleiben sollen. Genau das meint auch EU-Verhandlungsführer Michel Barnier, wenn er fordert, Grossbritannien solle einer Nicht-Regressions-Klausel zustimmen.

Mit anderen Worten, Big Business und Brüssel ziehen an einem Strang. Sie wollen nicht, dass ein unabhängiges Britannien künftig Konkurrenzvorteile geniesst. Die Brüsseler Regulierungswut lässt sich wunderbar mit ihrem Geschäftsmodell und ihrer etatistischen Ideologie vereinbaren.

Dann haben wir noch die leidige Frage der irischen Grenze. Bis dieses Thema von den EU-Freunden raffiniert gekapert wurde, war das überhaupt kein Problem gewesen. Aber dank ihrer Meinungsmache und mit Unter-

---

### **Diese Leute glauben noch immer, sie könnten ihre Niederlage mit einem Pyrrhussieg kaschieren.**

---

stützung des sklavisch europhilen irischen Premiers Leo Varadkar wurde das Thema plötzlich zu einem nahezu unlösbaren Problem hochstilisiert. Wäre die unsichtbare Grenze zwischen Nordirland und der Republik Irland nach einem Brexit überhaupt noch aufrechtzuerhalten?

Um es mit einem Wort zu sagen: Natürlich. Man muss sich nur die erheblich längere US-amerikanisch-kanadische Grenze ansehen, wo dank technologiegestützter Kontrolle des grenzüberschreitenden Warenverkehrs alles rasch und reibungslos funktioniert. Es spricht einiges dafür, dass sich die britischen Verhandlungsführer eine kostspielige bürokratische Mogelpackung haben aufschwätzen lassen, gemäss der Grossbritannien Zollkontrollen nach EU-Vorschriften durchführen muss und grenzüberschreitende Waren deklariert werden müssen. Viel Aufwand, keinerlei Vorteil.

Doch das bislang beschämendste Zugeständnis betrifft die Fischereirechte. Ein zentraler Moment der Brexit-Kampagne war der Tag, als Nigel Farage mit einer Flottille von Fischerbooten die Themse hinauffuhr. Ihnen stand eine rivalisierende Flottille von johlenden Brexit-Gegnern gegenüber, angeführt vom schwerreichen Popstar Bob Geldof. In dieser Konfrontation zwischen den wettergegerbten Fischern und champagnertrinkenden Schnöseln zeigte sich die wahre Natur des Brexit: eine Art Bauernaufstand, eine Revolte einfacher Leute, die, lange ignoriert, sich endlich gegen die arrogante Elite erheben.

#### **Bereit zum Verrat**

Wer für den Brexit stimmte, wollte damit auch demonstrieren, dass Britannien die nationalen Fischereirechte zurückerlangen sollte, die der damalige Premierminister Edward Heath, der unbedingt in den EU-Klub aufgenommen werden wollte, 1973 geopfert hatte. Dieser Verrat an den britischen Fischern dürfte nie restlos wiedergutmachen sein. Theresa Mays feige Verhandlungsführer – Repräsentanten einer Beamtenschaft, die den Brexit durchweg ablehnt und eine möglichst «weichgespülte» Lösung anstrebt – sind zu einem abermaligen Verrat bereit, denn EU-Fangflotten sollen Zugang zu britischen Gewässern haben, die doch ausschliesslich uns gehören sollten.

Wir wollen aber nicht den Mut verlieren. Grossbritannien hat für den Brexit gestimmt, und der Brexit wird kommen. Theresa Mays Regierung mag schwach und uninspiriert sein, aber selbst die Proeuropäer in ihrem Kabinett sind nicht so töricht, dass sie glauben 17,4 Millionen Briten hinters Licht führen zu können.

Allerdings steht zu befürchten, dass nach der Wiedererlangung unserer Unabhängigkeit am 1. April 2019 unsere Zukunftsaussichten nicht ganz so rosig sein werden, wie sie es sein könnten, wenn sie nicht permanent von den staatlichen Brexit-Gegnern sabotiert würden. Mit diesem Problem hat nicht nur das Vereinigte Königreich zu tun. Von Trumps USA bis zu den diversen neuen Parteien in Europa – die etablierte politische Klasse (inklusive Beamtenschaft) missachtet den Volkswillen nach Strich und Faden.

Als leidenschaftlicher Brexiteer (und grosser Fan von Präsident Trump) bin ich überzeugt, dass wir uns am Ende durchsetzen werden. So lange müssen wir die Zähne zusammenbeissen und, wie Churchill, unbeirrt weitermachen und immer daran denken, dass wir das Ziel noch lange nicht erreicht, sondern die Reise gerade erst angetreten haben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Aus die Maus

Von Wolf Linder — Eine Volksinitiative will die Einführung des E-Votings verbieten – wegen mangelnder Sicherheit. Es geht aber um weit mehr: Das Sammeln von Unterschriften für Referenden oder Volksinitiativen in den sozialen Medien wirft Fragen auf, die an die Grundlagen der direkten Demokratie rühren.

**E**-Voting sei ein echter Fortschritt für die Demokratie, wurde vor zwanzig Jahren behauptet: Abstimmen per Mausklick auf dem Computer, dem Smartphone oder dem Tablet jederzeit und überall erweitere die Möglichkeit der Stimmabgabe, sei einfach, sicherer und bringe mehr Leute an die Urne. Inzwischen haben die Kantone Genf, Basel, St. Gallen und weitere sorgfältig geplante Versuche durchgeführt, bei denen ein Teil der Stimmberechtigten ihre Stimme elektronisch abgeben konnten. Sie verliefen ohne grössere Pannen, und der Bundesrat entschied letztes Jahr, es sei nun an der Zeit, E-Voting definitiv einzuführen.

## Trump-Effekt

Dagegen erwächst heftiger Widerstand. Privatleute sammeln Unterschriften für eine Volksinitiative, die das E-Voting verbieten will: Wählen und Abstimmen per Internet sei grundsätzlich unsicher. Jüngste Ereignisse sprechen für eine solche Einschätzung. Der Einfluss von Datenklau, Profiling und digitalen Kampagnen durch Cambridge Analytica, Facebook & Co. auf die Wahl von US-Präsident Trump macht Schlagzeilen. IT-Spezialisten unterschiedlichster Herkunft erheben den Warnfinger, so etwa Nationalrat Franz Grüter oder Hernani Marques vom Chaos Computer Club Schweiz.

Grundsätzlich wird bezweifelt, ob ausreichende Cybersicherheit möglich sei. Denn zum einen erfordert ein elektronisches System weit höhere und andere Sicherheitsanforderungen als ein solches für kommerzielle Zwecke. Zum andern kann man sich Hackerangriffe schlicht nicht erlauben: Falsche Auszählungen von Wahlzetteln in einem einzelnen Wahllokal erreichen kaum je ein Ausmass, welches das Ergebnis verändert. Ganz anders bei elektronischen Wahlplattformen: Sind Hacker erfolgreich, können sie weit grössere, systematische Manipulationen anstellen. Vor allem ist das Aufspüren von deren Urhebern kaum möglich. Der Super-GAU wäre die Wiederholung einer Abstimmung.

Also: Aus für die Maus bei Wahlen und Abstimmungen? Die Fragestellung muss erweitert werden: Wie verändert die Digitalisierung unsere Demokratie? Beim E-Voting scheinen die Folgen bescheiden. Neben dem Urnengang und der brieflichen Stimmabgabe kommt einfach ein dritter Kanal hinzu. Positiv: Er ist wertvoll für Auslandschweizer. Die Befürchtungen eines «digital divide», infolgedessen dem E-Bürger anders stimmen und wählen, haben sich nach



Neuer Graben in der Stimmbürgerschaft.

bisherigen Erfahrungen nicht bewahrheitet. Hingegen fällt die Nachfrage nach diesem Kanal nicht überwältigend aus. Das ist leicht erklärbar. Auf der Plattform der Post etwa hat man sich mit vier Initialisierungs-, Prüf- und Bestätigungs- sowie Finalisierungscodes mit je acht bis zwölf Zahlen herumzuschlagen, bis man ein elektronisches Ja oder Nein abgeben kann. Da findet mancher die briefliche Stimmabgabe einfacher. Auch die Hoffnung auf nachhaltig höhere Stimmbeteiligung hat sich nicht erfüllt.

Aber die Digitalisierung erfasst weitere Bereiche der politischen Meinungsbildung. Parteien und Politiker/-innen setzen auch bei uns auf Social Media, und neuerdings werden Referenden über das Internet lanciert. Letzteres ist ein Minenfeld für die direkte Demokratie, wie Politologe Uwe Serdült in einem seiner jüngsten Beiträge auf der Online-Plattform «De Facto» zu bedenken gibt. «E-Collecting» sei hocheffizient und lasse das Unterschriftensammeln von Hand alt aussehen. Der Kampagnenorganisation des provokativen Blogs «Geenstijl» in den Niederlanden etwa gelang es 2016, mit einer eigenen Open-Source-App in letzter Minute 150 000 Unterschriften für das Ukraine-Referendum zu sammeln – was der Hälfte des verlangten Quorums von 300 000 Unterschriften entsprach. Das niederländische Parlament will darum die nötige Unterschriftenzahl erhöhen oder Referenden gar verbieten. Ähnlich die Reaktion einiger US-Staaten mit vergleich-

baren Erfahrungen: Sie verbieten E-Collecting für Referenden, weil sie die bisherigen Fristen und Verfahren direkter Demokratie aushebeln.

Solche Veränderungen der Spielregeln sind nicht von vorneherein negativ. Neue Akteure können die Referendumsdemokratie beleben. Aber es sind nicht bisher ungehörte, schwache Stimmen, sondern starkbeachtete Internetplattformen, auch kommerzielle, die am stärksten mobilisieren können. Scout24 zum Beispiel, auf der die Angebote für Gebrauchtwagen erscheinen, wird täglich von 50 000 Besuchern angeklickt. E-Collecting für ein Referendum gegen höhere Verkehrsbussen wäre für sie ein Kinderspiel, auch für ausländische Plattformbetreiber. Das wäre das Ende der bisher starken Rolle von Parteien und Verbänden in der Referendumsdemokratie. Und absehbar wäre ein neuer Graben in der Stimmbürgerschaft: zwischen jenen, die den bequemen Polit-Mausklick als eine Art Konsumrecht sehen, und jenen, die Abstimmen nicht nur als Recht, sondern auch als verinnerlichte Verantwortung zur Auseinandersetzung mit Argumenten sehen.

Soziale Netzwerke sind erfolgreich in der Politik. Die Internetkanäle setzen auf Menschen und Emotionen. Gefühle entladen sich durch den schnellen Mausklick – oder sie laden sich auf. So hält der amerikanische Präsident mit Twitter die halbe Welt auf Trab. Solche Digitalisierung hat Folgen. Amerikanische Forscher beobachteten 500 Republikaner und Demokraten,

die bereit waren, während eines Monats einem Twitter-Bot zu folgen, der sie stündlich mit Botschaften des politischen Gegners versorgte. Die Erwartung war, dass beide Gruppen toleranter und kompromissbereiter würden, wenn sie sich täglich mit den Meinungen der anderen Seite auseinandersetzten. Es kam anders heraus: Beide Lager fanden sich bestärkt in ihren bisherigen Meinungen; die Polarisierung zwischen beiden verminderte sich nicht.

### Stammesgesellschaften Gleichgesinnter

Das erstaunt wenig, denn es bestätigt die These, dass E-Kommunikation und ihre Echokammern in den heutigen Formen nicht das leisten, was wir aus täglicher Diskussion kennen: das Zuhören und die Auseinandersetzung mit Argumenten jener, die eine andere Meinung haben. Genau das ist aber die Grundlage der Meinungsbildung in der Demokratie. Dabei hat unsere politische Kultur zwei Dinge bitter nötig: das Spiel auf den Ball statt auf Personen und faire inhaltliche Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner.

Natürlich ist die Digitalisierung für eine «deliberative», eine abwägende Demokratie nicht per se schlecht. Im Gegenteil: Die Plattform Smartvote etwa hilft Wählerinnen und Wählern, die politischen Einstellungen von Kandidaten abzurufen und auf dem Wahlzettel zu berücksichtigen. Das ist hilfreicher als lachende Gesichter auf Wahlprospekten, denn es bietet die Chance, sich Zeit zu lassen für inhaltliche Überlegungen jenseits persönlicher Sympathie.

Unter dem Strich bietet E-Voting also weder überzeugende Vorteile gegenüber der brieflichen Stimmabgabe noch – nach Aussagen von IT-Fachleuten – ausreichende Cybersicherheit. Die flächendeckende Einführung von E-Voting wäre daher beim heutigen Stand der Diskussion verfehlt. Als Politologin beunruhigt mich das E-Collecting. In Verbindung mit den Social Media könnte dieses die bisherigen Verfahren völlig unterlaufen. Mehr noch: Digitale Stammesgesellschaften Gleichgesinnter, schneller und effizienter mobilisiert, könnten die Meinungsbildung von Parteien und Verbänden überrollen und so die Agenda der direkten Demokratie bestimmen.

Könnte ich am nächsten Sonntag darüber abstimmen, wäre meine Meinung klar: «E-Voting brauche ich nicht, E-Collecting will ich nicht.» Zwar diktieren Technologie und Innovationen den wirtschaftlichen Fortschritt. Demokratische Meinungsbildung dagegen verlangt ein grundsätzlich anderes Denken. Serdült formuliert es so: «Die Fragestellung lautet nicht mehr: <Wie kann das Internet die Demokratie unterstützen?> Sondern: <Welches Internet brauchen wir, damit Demokratie noch möglich ist?>»

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften der Universität Bern.

## Demokratie

# Zuckerberg würde digital wählen

Was kümmern uns Fake News, Wikileaks und Facebook? Die Schweiz ist getrieben von der Überzeugung, dass Demokratie digitalisiert werden muss. Das ist leichtfertig. Von René Zeller

Die Schweiz ist das Musterland der Demokratie. Um unsere jahrhundertlang gestählten Erfahrungen mit Abstimmungen und Wahlen beneidet uns die Restwelt. Was Wunder also, dass wir nicht aufhören wollen, weiter auf dieser Klaviatur zu spielen. Die neue Tonart ist digital.

Die Bundeskanzlei treibt das Projekt «Vote électronique» seit lumpigen achtzehn Jährchen voran. Man stelle sich vor: Um die Jahrtausendwende mussten wir befürchten, die Welt fliege uns im Zeichen des Millenniumwechsels um die Ohren. Vor achtzehn Jahren herrschte noch digitale Eiszeit.

Doch die elektronische Stimmabgabe, um die es geht, will akribisch vorbereitet sein, zumal in der Schweiz, dem Musterland der Gründlichkeit. Auf die Datensicherheit darf nicht der Schatten eines Schattens fallen. Der Schutz der Privatsphäre muss gewährleistet bleiben. Nicht auszudenken, was geschähe, wenn «Vote-électronique»-Systeme gehackt würden. Die Schweiz würde subito zur demokratischen Bananenrepublik degradiert.

Doch der Bundesrat ist keine digitale Angsthasenruppe. Vor Wochenfrist hat er, sekundiert von der projektführenden Bundeskanzlei, einem Gesuch des Kantons Neuenburg stattgegeben, die elektronische Stimmabgabe bei eidgenössischen Abstimmungen für weitere zwei Jahre anzubieten. Das Ganze muss aber in streng geordneten Bahnen ablaufen. Die Neuenburger müssen auf das System der Post zurückgreifen, das zertifiziert worden ist. Das bedeutet, dass das System vorläufig bei maximal 50 Prozent der Stimmberechtigten eines Kantons eingesetzt werden kann.

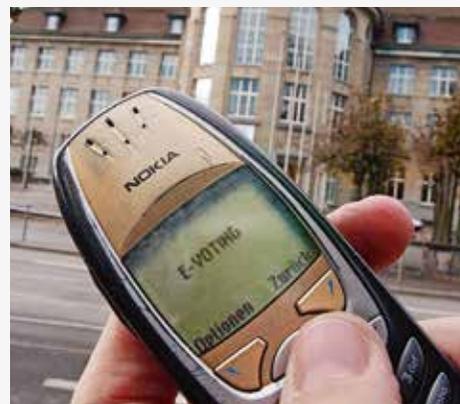
### Wasserdichte Staudammkontrolle

Über allem steht die Maxime «Sicherheit vor Tempo». Gut so, habe ich vor einigen Jahren noch gefunden. Alles hat seine Ordnung. Eidgenössische Gründlichkeit, gepaart mit bürokratischer Akribie und einer wasserdichten Staudammkontrolle: Auf diese Weise sollen nicht nochmals achtzehn Jahre verstreichen, bis die Abstimmung per Mausclick zum Arsenal des direktdemokratischen Instrumentariums gehört.

Doch leider müssen wir zugeben: In den letzten Jahren ist die Schweiz auf der digitalen Umlaufbahn mehrfach überrundet wor-

den. Russland könnte möglicherweise wichtige Wahlen im Ausland manipuliert haben. Ein findiger Mann namens Snowden hat vorexerziert, wie Datensseen entleert werden können. Fast täglich führen uns neue Datenlecks vor Augen, dass nur etwas sicher ist: Kein Datenpaket lässt sich todsicher sichern.

Mark Zuckerberg ist Geschäftsmann. Seine Social-Media-Plattform Facebook liefert ihm frei Haus Daten, die er nutzbringend versilbern kann. Das folgt dem Prinzip des Gewinnstrebens. Doch Datensicherheit, Schutz der Privatsphäre und die Glaubwürdigkeit von Facebook bleiben auf der Strecke. Umgemünzt auf politische Prozesse,



Mehr Risiken als Chancen: «Vote électronique».

bedeutet das: Wenn sich hier eine Lücke auftut, wird diese früher oder später ausgenutzt. Das betroffene politische System wird unglaubwürdig, unbrauchbar.

Vor Wochenfrist hat der Bundesrat nicht nur dem Kanton Neuenburg grünes Licht gegeben für Feldversuche mit der elektronischen Stimmabgabe. Er hat darüber hinaus beschlossen, dass «Vote électronique» von der Versuchsphase in den ordentlichen Betrieb übergeführt werden soll.

Mark Zuckerberg würde applaudieren. Das sollte uns aber nicht auf die falsche Fährte führen. Das elektronische Stimmverfahren birgt mehr Risiken als Chancen. Das Missbrauchspotenzial hat sich aufgrund des technologischen Fortschritts eher vermehrt. Es genügt, dass sich der famose Milliardär Zuckerberg mit seinen Geschäftspraktiken unglaubwürdig gemacht hat. Die Schweiz sollte ihm nicht folgen.

Haben Bundesrat und Parlament das Sensorium für ein Moratorium? ○

# Der Südsee-Chirurg

Von Christoph Mörgeli — Der gebürtige Emmentaler Hermann Oberli hat mit Pioniergeist die chirurgische Versorgung der Salomon-Inseln aufgebaut – für eine halbe Million Menschen auf sechshundert Inseln und für ein Gebiet, das von London bis nach Neapel reichen würde.



Südseeparadies und zugleich eines der ärmsten Länder der Welt: Salomon-Inseln.

Es sind erst wenige Touristen, die das Land zwischen Papua-Neuguinea und Fidschi besuchen. Umso prachtvoller locken zahllose Atolle, unzerstörte Korallenriffe, dunkelgrüne Palmen, kilometerlange Strände und das klare Meer in allen möglichen Blaustufen. Der französische Seefahrer Louis-Antoine de Bougainville war überzeugt, 1768 das Paradies gefunden zu haben. In neuerer Zeit sprach der Schriftsteller James A. Michener vom «achten Weltwunder». Doch Jack London betitelte die Salomon-Inseln bei aller Schönheit als «furchtbar», insbesondere, was Infektionskrankheiten betraf. Auch die Luftfeuchtigkeit und die Hitze seien für Fremde vorerst erdrückend und raubten ihnen fast den Atem.

Das grösste Spital des 1978 unabhängig gewordenen Staates Salomon-Inseln liegt in der Hauptstadt Honiara auf der Insel Guadalcanal. Dieses Eiland bildete im Zweiten Weltkrieg Schauplatz einer monatelangen furchterlichen Schlacht zwischen den USA und Japan. An diesem gottverlassenen Ort traf der Berner Chirurg Hermann Oberli mit seiner Frau Elisabeth

im September 1993 ein. Er hatte eine weit besser bezahlte, siebzehn Jahre lang ausgefüllte Stelle als Chefarzt des Bezirksspitals Meiringen zurückgelassen – aus Ärger über das finanzielle Ausbluten seines Spitals in der ohnehin vernachlässigten Randregion Oberhasli.

## Ausrüstung, Ausbildung, Anschluss

Ein Inserat des Gesundheitsministeriums der Salomonen in der britischen Fachzeitschrift *The Lancet* schien genau auf Oberli zugeschnitten: Man suchte für Honiara einen Arzt zum Aufbau der Unfallchirurgie mit Erfahrungen in einem Entwicklungsland. 1974 war Oberli mit seiner jungen Familie ins polynesische Samoa gereist, um dort für zweieinhalb Jahre als Chirurg zu wirken. Der Sohn wurde später Zahnarzt, bei der Tochter handelt es sich um die bekannte Regisseurin Bettina Oberli («Die Herbstzeitlosen»). Ende der achtziger Jahre hatte Hermann Oberli als Arzt fürs Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) im afghanischen Grenzgebiet mehr als 1000 Kriegsverletzte behandelt. Kurz, das Ehepaar

Oberli entschloss sich 1993 innert Sekunden zu diesem Wagnis und fand sich mit einem weit tieferen Lohn ab. Ursprünglich verpflichtete sich Hermann Oberli für zwei Jahre – es sollten schliesslich zehn werden.

Plötzlich war der gebürtige Emmentaler als einziger ausgebildeter Chirurg eines riesigen Staates zuständig für die Behandlung von Patienten mit siebzig verschiedenen Sprachen. Hermann Oberli stellte seine Arbeit auf drei

## 80 Prozent der Bevölkerung versorgen sich selber, Korruption und Gewalt sind allgegenwärtig.

Säulen: Ausrüstung, Ausbildung, Anschluss. Rasch und energisch organisierte er die zwingend notwendigen Infrastrukturen. Containerweise traf in der Folge im Hafen von Honiara nicht mehr benötigtes medizinisches Material aus der Schweiz ein. Die Spitalgebäude bestanden im besten Fall aus vier Wänden und einem Dach; sie mussten saniert, um- und neugebaut

werden. Oberli sorgte für ein internationales Netzwerk und konnte regelmässig medizinischen Nachwuchs aus der Schweiz, aus Österreich und Deutschland für Praktika gewinnen. Von Anfang an legte er grösstes Gewicht auf die Ausbildung; fünf einheimische Chirurgen sind aus Oberlis Schule hervorgegangen. Er errichtete auch ein Telepathologie-Labor, um in Verbindung mit der Universität Basel Gewebeproben per Ferndiagnose rasch und effizient zu überprüfen.

### Ganz andere Krankheitsbilder

Obwohl Hermann und Elisabeth Oberli begeisterte Hochseesegler sind, sahen sie rasch die Schattenseiten des Südseeparadieses: Die Inselgruppe gehört zu den ärmsten Ländern der Welt, 80 Prozent der Bevölkerung versorgen sich selber, Korruption und Gewalt sind allgegenwärtig. Im Juni 2000 kam es zum Regierungssturz mit Bürgerkrieg. Oberli unterbrach seinen Heimaturlaub und kehrte als IKRK-Delegierter in ein desorganisiertes Spital zurück, wo zwei Patienten erschossen worden waren. Die Schweizer hielten trotz aller Gefahren die Stellung. Oberli erlebte verschiedentlich kritische Situationen, wurde teilweise von bewaffneten Milizen in den Einsatz begleitet und einmal fast von einem Warlord als Arzt für dessen Truppen zwangsverpflichtet. Ein Einheimischer, der in die Rot-Kreuz-Ethik eingeweiht war, konnte den Kriegsfürsten nach einstündigem Verhandeln überzeugen, dass der Schweizer Chirurg in einem Spital mit etlicher Infrastruktur die Soldaten besser behandeln könne als im freien Feld.



«Knochen-Doktor»: mit Schussopfer im OP.



Hermann Oberli.

War ein dortiger Arzt einmal auf einem befriedigenden Niveau ausgebildet, blieb er selten an der schlechtbezahlten Staatsstelle im Spital, sondern wanderte in die Privatpraxis oder ins Ausland ab. Mit Anästhesisten machte Oberli sowohl gute wie schlechte Erfahrungen; ein besonders untauglicher Narkotiseur war völlig dem Alkohol verfallen und versuchte, auch im Spital einen entsprechenden Handel zu etablieren. Als nicht ganz einfach erwies sich die Durchsetzung der schweizerischen Pünktlichkeit. Dafür konnten die weissen Besucher bezüglich Fröhlichkeit, Anhänglichkeit und Familiensinn viel von der einheimischen Bevölkerung lernen.

Hermann Oberlis Operationsprogramm war randvoll, ja, er erlebte fast täglich einen eigentlichen Patienten-Tsunami. Von grossem Nutzen war ihm, dass er

in grosser Breite das Handwerk des Chirurgen beherrschte, eines, das die Extremitäten ebenso wie die inneren Organe umfasste, die Erwachsenen ebenso wie die Kinder. Fast immer trafen die Patienten mit ihren Verwandten spät, manchmal zu spät im Spital ein. Das Ärzteteam beobachtete und behandelte alte, schlimme Verletzungen und weit fortgeschrittene Infektionskrankheiten, auch Leiden, die wir nicht mehr kennen, etwa Lepra oder Knochentuberkulose. Zwar mussten Oberli und seine europäischen Mitarbeiter eine Anordnung stets exakt auf ihre Umsetzung hin überprüfen. Dafür überkam sie nie das unbefriedigende Gefühl, sie müssten unnütze Dinge erledigen.

### Populäre Persönlichkeit

Herman Oberli wurde im Lauf seines Jahrzehnts auf den Salomon-Inseln zur landesweiten Berühmtheit, vor allem als «Knochen-Doktor». Was er orthopädisch erreichte, grenzte für die Insulaner an ein Wunder. Ein Lehrer konnte beispielsweise nach dem schlecht behandelten Ellbogenbiss durch ein Krokodil seinen rechten Arm nicht mehr heben und die Hand nicht mehr gebrauchen. Einige Tage nach der Operation durch Oberli schlenkerte der Patient vergnügt seinen Arm, hob ihn in die Höhe und lachte völlig überwältigt vor Glück. Dankbare Bewohner der Salomonen taufte ihre Kinder nach dem Schweizer Arzt auf den Vornamen «Oberli». Als ein Knirps gefragt wurde, welches denn neben Oberli sein voller Name sei, antwortete er stolz: «My full name is Doctor Herman Oberli!»

Der Berner erwies sich als Allrounder, geschickter Organisator und glänzender Improvisator auch unter schwierigsten Bedingungen. Dank seiner Initiative entstand eine «Fracture Clinic» zur Behandlung der häufigen Knochenbrüche. Als grosser Vorteil erwies sich seine Mitgliedschaft in der Arbeitsgemeinschaft für

Osteosynthesefragen (AO). Oberli brachte manchen Assistenten das Gipsen bei, das hierzulande in der Mediziner Ausbildung kaum mehr gelehrt wird. Erschreckend oft mussten Schussverletzungen versorgt werden. Schon bei kleinen Auseinandersetzungen greifen die Männer im vermeintlich so friedlichen Südseeland nämlich zur Feuerwaffe.

### Der Bund gibt – nichts

Auch nach ihrer Heimkehr im Jahr 2003 besuchten Hermann und Elisabeth Oberli die Salomon-Inseln weiterhin regelmässig. Das schlechte Gewissen, etwas Angefangenes ein Stück weit zurückgelassen zu haben, lässt sich nicht einfach wegwischen. Dabei hat Oberlis Leistung breite Anerkennung gefunden:

### Bewohner der Salomonen taufte ihre Kinder nach dem Schweizer Arzt auf den Vornamen «Oberli».

2004 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Bern für seinen «unermüdlichen selbstlosen Einsatz» zugunsten einer nachhaltigen medizinischen Entwicklungshilfe, die moderne Technologien mit den lokalen Gegebenheiten verbindet.

Der 77-jährige passionierte Segelflieger Oberli engagiert sich noch immer stark für die Salomonische Inselgruppe. Er ärgert sich über aufgebauschte Medienberichte, die heute noch von bürgerkriegsähnlichen Zuständen sprechen. Der Verein «Medizin im Südpazifik – Dr. Hermann Oberli» sammelt Geräte und Material und verschifft dieses nach Honiara. Der Lions Club Meiringen und weitere Clubs engagieren sich finanziell und ideell stark. 2013 erfolgte die Gründung der Pacific Islands Orthopaedic Association, die vor Ort einen Mastertitel an Kursabsolventen erteilen darf. Eine Stiftung von Hansjörg Wyss und die AO Alliance Foundation unterstützen die Südseeprojekte kontinuierlich.

Nichts bezahlen will indessen die offizielle Schweizer Entwicklungshilfe. Der damalige Deza-Chef Walter Fust zeigte sich zwar beeindruckt und reichte das Südsee-Telemedizin-Projekt zur internen Prüfung weiter. Danach verschwand es allerdings für immer irgendwo in der Bundesbürokratie. In den nächsten Tagen wird Hermann Oberli die Deza noch einmal konkret ansprechen. Und danach erneut die weite Reise antreten, um im vermeintlichen Paradies Chirurgen zu unterrichten. Für die meisten Menschen lägen die Salomonen am Rand der Welt, meint Oberli. «Aber für mich waren sie für zehn Jahre das Zentrum der Welt.»

### Filmhinweis:

Doktaa Maak – Schweizer Ärzteteinsatz in der Südsee  
<https://youtu.be/kC9sVmGIpTf>



*Selbst Affen haben die gleichen Ängste.*

**Zeitgeist**

## Boomende Angst-Kliniken

*Von Beda M. Stadler* — Obwohl es uns so gut geht wie nie zuvor, nimmt die Angst epidemische Züge an. Was bereitet uns bloss so grosse Sorgen?

Es gibt in der Schweiz mehrere Privatkliniken, die sich auf die Behandlung von Ängsten spezialisiert haben. Damit ein derartiger Luxus rentiert, muss es genügend zahlungskräftige Kunden geben oder Patienten in Not. Da die meisten dieser Kliniken auch Burn-outs behandeln, handelt es sich möglicherweise um ein leicht therapierbares Phänomen. Hoffen wir, es sind nicht Wellness-Oasen für Angsthasen.

Angst zu haben, ist normal und ein wesentlicher Trieb für unser Verhalten. Die Evolution hat uns ja beispielsweise die Spinnen- und Schlangenangst einverleibt, an der wir festhalten, obwohl es bei uns keine wirklich giftigen Spinnen gibt. Selbst Affen haben die gleichen Ängste. Wirft man eine Plastikschlange in das Gehege, geraten sie in Panik, obwohl sie im Zoo geboren wurden und somit nie eine Schlange gesehen haben. Da unser Gehirn lieber mit Mustern arbeitet als rational funktioniert, beginnen wir beim Warnschrei «Feuer» zu spüren, bevor wir eine beratende Kommission bilden. Angst steuert wichtige Denkmuster, ist aber im Normalfall keine Krankheit.

Man kann sich also fragen, ob Ängste therapiert werden müssen, weil es mehr Panikmache gibt oder weil wir nicht mehr mit ihnen umgehen können. Als Kinder haben wir früher «der Plumpsack geht um» gespielt, wobei wir im Kreis standen und ein Kind rundum gehen musste, um dabei einen Lumpen fallen zu lassen. Fiel der Lumpen hinter einem zu Boden, musste man dem Kind nachrennen. Entkam dieses allerdings in die entstandene Lücke, bevor man es erwischte, wurde man selber zum Lumpenträger. Was wir damals nicht wussten: Das Spiel symbolisiert Leichensäcke zur Zeit der Pest und die damit verbundene Angst, es könnte einen selbst treffen. In der Kita meines Enkels wird diese Angstverarbeitung nicht mehr gespielt. Die moderne Form des Angst-Streich-Spiels heisst «Prank», und die Filmchen sind ein Hit auf Youtube.

Frau Weber fuhr damals mit mir und weiteren sieben Kindern in einem VW-Käfer an den nächsten Baggersee zum Baden. Während der rasenden Fahrt rauchte sie ovale Laurens Orients, und die zwei Ältesten durften zum

Schiebedach rausschauen. Es waren angstfreie Ausflüge, schliesslich gab es noch keine Kinderhelme, Faktor-50-Sonnencremes, Schwimmflügel und bloss Blutegel statt Chlor im Wasser. Angst machte allerdings die Schule, da die Lehrerin in der ersten Klasse uns das Alphabet mit dem Stock eintrichterte. Beim täglichen Kirchgang mussten wir ebenfalls ab und zu eine Ohrfeige einstecken, bevor man wieder zurück ins Glied treten durfte.

### Himmel ohne Hölle

Auf dem Schulweg war ich besonders vorsichtig, weil Onanieren eine Todsünde war und ein tödlicher Verkehrsunfall einen mit dieser Sünde direkt in die Hölle katapultiert hätte. Innerhalb der Kirche wurden die Ängste weiter geschürt, so dass der Beichtstuhl quasi zur Angstklinik wurde. In vielen katholischen Kirchen gibt es angsteinflössende Darstellungen der Hölle, aber keine Kirchengemälde mit erfreulichen Einzelheiten des Himmels. Kurz, die Angst, in die Hölle zu kommen, war damals grösser, als die Angst, verprügelt zu werden. Krieg und Pest gab es nicht mehr, und gegen Pocken waren wir geimpft. Obwohl mir die Kirche also eine Höllenangst einjagte, war der Beichtstuhl die Angstklinik, damit ich weiterhin onanieren konnte.

Später habe ich die Höllenangst durch den Heidenspass ersetzt, was mich wesentlich weniger ängstlich machte. Die neuen Ängste, etwa vor der Atombombe oder ungewollten



Schwangerschaften, verblassten aufgrund von Politik oder der Antibabypille. Papst Ratzinger war ein weiterer Lichtblick, als er die Vorhölle abschaffte, und Papst Franziskus doppelte kürzlich nach, indem er sogar die Hölle in Frage stellte. Leider ist der Vatikan zurückgekehrt, weil man realisierte, dass ein Himmel ohne Hölle wie ein Fussballspiel ohne Tor ist. Die Höllenangst hat trotzdem langsam ausgedient, schliesslich glauben die Protestanten schon lange nicht mehr dran.

Die linke österreichische Tageszeitung *Der Standard* lässt jedes Jahr eine Oster-Umfrage vom Linzer Market-Institut durchführen. Nur noch 39 Prozent der Österreicher glauben an Gottes Allmacht, und an die Auferstehung Christi glaubt nur noch jeder Fünfte. Ersatz scheint es allerdings genügend zu geben, nicht mehr im Jenseits, sondern im Aberglauben. Man will gesund sein und vor allem gesund sterben. Es beginnt schon im Kleinen. Man liest bei Nahrungsmitteln nicht mehr «mindestens haltbar bis», sondern macht im Kopf daraus «sofort giftig ab». Aus der einstigen grössten Angst, nämlich nicht genügend zu essen zu haben, ist die Angst entstanden, dick zu werden. Der Glaube, und somit die Religion, nistet sich in unsere Nahrungsmittel ein, was man an der Vermarktung von «bio» beobachten kann. Die Vorteile von «bio» lesen sich wie ein Glaubensbekenntnis, schliesslich gibt es keine wissenschaftliche Methode, um ein Bio-Rüebli von einer normalen Karotte zu unterscheiden.

Jahrelang hat Väterchen Staat sogar ein Angstbarometer in Auftrag gegeben. Die Schweizer Ängste wurden allerdings immer vielfältiger. Zur Zeit des Club of Rome waren es Energieknappheit, atomare Verseuchung und Luftverschmutzung. Das Angstbarometer ist übrigens die älteste Schweizer Umfrage und hat noch einen gewissen Unterhaltungswert. So stellte man 2010 fest, dass die Angst vor Krimi-

---

### Schliesslich wird es schwierig sein, im Namen der Esoterik Kriege zu führen.

---

nalität am Abnehmen war. Das Kriminologische Institut der Universität Zürich nahm sich deshalb der Daten noch etwas genauer an und fand heraus: Politisch Rechtsstehende fürchten sich mehr als die Linken; Westschweizer haben mehr Angst, aber nichtreligiöse Menschen fürchten sich am wenigsten. Bei der Vielzahl an Ängsten begann man doch zu zweifeln, ob es sich wirklich um Ängste handelt, weshalb das «Angstbarometer» vor ein paar Jahren in «Sorgenbarometer» umgetauft wurde. Seit fünfzehn Jahren stehen übrigens die Arbeitslosigkeit und die Altersvorsorge an erster Stelle dieses Barometers, nehmen aber zusammen mit den Sorgen betreffend Gesundheit, EU, Verkehr und soziale Sicherheit insgesamt ab. Die Ausländerfrage ist die einzige Sorge, die seither signifikant zugenommen

hat. Seit Ängste zu Sorgen wurden, haben sie generell abgenommen. Zudem waren diese Ängste ja kein Grund, um damit in eine Klinik zu gehen.

Die modernen Ängste scheinen also tiefer in unserer Psyche vergraben zu sein. Die Oster-Umfrage des *Standards* lässt tatsächlich tiefer blicken. 72 Prozent der Österreicher glauben, dass gute Handlungen ein positives Karma erzeugen und 60 Prozent oder mehr glauben, dass Tiere eine Seele haben und dass es Kraftplätze gibt, deren Besuch einen geistig stärkt, oder dass es Gedankenübertragung zwischen Menschen gibt. Der gleiche Stuss wird auch in der Schweiz geglaubt. Schliesslich haben in der Umfrage bloss 30 Prozent der Österreicher gesagt, Homöopathie sei gleich wirksam wie die Schulmedizin; bei uns waren es mehr als 60 Prozent, welche die Alternativmedizin in der Verfassung wollten. Es glauben inzwischen also mehr Menschen an Esoterik als an Gott, was wiederum tröstlich ist und nicht Angst machen sollte, schliesslich wird es schwierig sein, im Namen der Esoterik Kriege zu führen.



Beda M. Stadler ist Biologe sowie emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie der Universität Bern.

## Die Dritte im Bunde?

Von Christoph Mörgeli

**S**tändig ist die Rede von den bevorstehenden Rückritten der Bundesräte Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann. Tun sie's gestaffelt oder gemeinsam? Doch Leuthard zeigt keine Amtsmüdigkeit. Und Schneider-Ammann merkt keine Amtsmüdigkeit. Dennoch wird die Aargauer CVP-Magistratin noch vor den Wahlen 2019 gehen, um ihrer Partei den Sitz zu retten. Bevor es an der Urne zum allgemein erwarteten Absturz kommt. Und der Berner FDP-Mann verspürt die parteieigenen Frauen und die Ostschweiz im Nacken. Karin Keller-Sutter mag fast nicht mehr warten.

Von einem weiteren Rücktritt spricht niemand. Nämlich vom müdesten, abgekämpften und am meisten desillusionierten Mitglied der Landesregierung: Simonetta Sommaruga. Seit Monaten zeigt sie sich auffallend saft-, kraft- und lustlos. Ihrem engeren Umfeld erscheint sie abgespannter und verkrampfter als je. Fast acht Jahre im knochentrockenen Justizdepartement waren sogar der knochentrockenen Sommaruga zu viel. Nur wenige politische Weggefährten trauen ihr zu, sich nochmals in den Jungbrunnen eines Departementswechsels zu stürzen.

Bei uns selber nennen wir Müdigkeit Erschöpfung. Bei den andern nennen wir sie Faulheit. Faul war die SP-Justizministerin nie. Trotzdem ist sie in ihrem Amt weitgehend gescheitert. Sommaruga will sämtliche Asyl-dossiers rein und fein abwickeln: human, mitfühlend und voller Verständnis. Sie will vor sich selber und ihren Parteigenossen mit blütenreiner Weste dastehen. Deshalb lässt sie die meisten Asylmigranten, die in die Schweiz strömten, hierbleiben – sogar die abgewiesenen. Nun mehrt sich der Widerstand. Im eigenen Migrationsamt. In den Kantonen. Beim Bundesverwaltungsgericht. In der Bevölkerung.

Simonetta Sommaruga wird täglich konfrontiert mit der Wirklichkeit. Die von uns aufgenommenen «Flüchtlinge» reisen regelmässig in ihre Heimat in die Ferien – und führen so unser Mitleid für ihr Vertriebenenschicksal ad absurdum. Unsere Sozialbehörden bewilligen die Heimflüge. Etwa mit der Begründung, die eritreische Grossmutter habe ihre Enkel noch nie gesehen. Wir Bürger bezahlen diesen Unsinn. Der Widerstand steigt. Sommaruga wird immer schmallippiger und ungehaltener. Vielleicht sagt sie demnächst zu ihren beiden rücktrittswilligen Kollegen, frei nach Schiller: «Ich sei, gewährt mir die Bitte/In Eurem Bunde die Dritte.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Wir sind keine Stachelschweine

Von Peter Bodenmann — Für *Weltwoche*-Autor Hanspeter Born ist klar: Hitler wollte die Schweiz nie überfallen.



*Denn wir sind eine Subordinations-Nation. Und damit, über alles gesehen, recht gut gefahren.*

**H**itler und der Generalstab der deutschen Wehrmacht hatten nie ernsthaft im Sinn, militärisch in der Schweiz einzumarschieren. Das hätte auch keinen Sinn gemacht. Denn die Schweiz war für das Tausendjährige Reich ein Glücksfall. Hier konnten die Nazis ungestört das den Juden geraubte Gold waschen. Auf den beiden Eisenbahnachsen Gotthard und Lötschberg rollte der Warenverkehr zwischen den beiden Achsenmächten Deutschland und Italien reibungslos. Die Schweiz rettete wenig Juden, Sinti, Roma und Kommunisten vor den Konzentrationslagern. Der Bundesrat war servil und das Parlament mittels Vollmachten-Regime faktisch ausgeschaltet.

So sieht die Schweizer Linke im Rückblick plus/minus die Lage ihres Landes vor und während des Zweiten Weltkrieges. In der letzten Nummer der *Weltwoche* kommt Hanspeter Born, im militärischen Kernpunkt gut dokumentiert, zu einer vergleichbaren Einschätzung: Es bestand faktisch keine Gefahr. Niemand nahm die Schweiz militärisch ernst, aber niemand hat im Ernst daran gedacht, dieses für die Nazis so nützliche Land zu überrollen.

Die *Weltwoche* steht weit rechts. Ihre neuen Säulenheiligen sind Donald Trump und Viktor Orbán. Christoph Blocher hat sich immer damit gerühmt, dass er im Gegensatz zu Ernst Mühle-mann und Franz Steinegger in seinem Leben nie Jörg Haider getroffen habe. Roger Köppel

hat Stephen Bannon nach Zürich eingeladen. Die bisher strikt nationale, fremdenfeindliche Rechte verortet sich neu international. Ob ihr das gut bekommt, ist eine andere Frage. Denn die SVP-Schweizerinnen und Schweizer mögen keine Trumps, Orbáns und Bannons.

Eigentlich hätte der Artikel von Hanspeter Born einen Sturm rechter Empörung auslösen müssen. Rein gar nichts geschah, vorerst. Legt sich der Mantel einer neuen Unaufgeregtheit über die Schweiz? Obwohl Christoph Blocher eben noch den von der SVP gewählten Bundesrat Cassis als potenziellen Landesverräter dargestellt hatte?

Kann man aus der eigenen Geschichte lernen? Natürlich. Nach der Niederlage in Marignano schlossen die Eidgenossen einen Ewigen Frieden mit Frankreich. Dieser Subordinationsvertrag hielt bis zur Französischen Revolution. Die Schweiz lieferte gegen Geld bevorzugten französischen Königen die brutalsten Söldner Europas. Von Solothurn aus lenkten die Ambassadoren mittels Bestechungsgelder die Schweizer Politik. Und während des Zweiten Weltkrieges kuschten wir vor Hitler.

Genetisch sind wir erfolgreiche Konfliktvermeider. Deshalb werden wir nie und nimmer die bilateralen Verträge aufs Spiel setzen, sondern diese ausbauen. Wetten, dass...?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



**GELESEN**

**«Wie modern ist die Schweiz?»**

**GELESEN**

**«Kochen, waschen, lächeln»**



# **Neu!** Vier Mal pro Woche: **Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten. Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung kostenlos. [www.weltwoche.ch/daily](http://www.weltwoche.ch/daily)



# Im Dunkel der Nacht

Von Kurt W. Zimmermann — Anonyme Quellen sind in den Medien beliebt. Denn damit lässt sich jede Gemeinheit rechtfertigen.

Auf einen Reflex in den Medien ist Verlass. Wenn jemand in Probleme gerät, dann bieten die Journalisten die anonymen Hecken-schützen auf.

Kaum war etwa der neue Raiffeisen-Chef Patrik Gisel in ersten Nöten, da wusste in der *Aargauer Zeitung* eine «vertraute Quelle aus dem Innern der Bank», dass seine Beziehung in die Brüche ging.

Kaum kam Doris Leuthard in den EU-Verhandlungen nicht mehr voran, da wusste «eine mit den Verhandlungen vertraute Quelle» in der *Südostschweiz*, was da alles schief lief.

Nicht nur die Zeitungen spielen das Spiel mit den anonymen Quellen. Auch die Nachrichtenagentur SDA ist dabei. Wenn sie über den Stellenabbau bei ABB spekuliert, tritt «eine mit dem Dossier vertraute Quelle» auf. Natürlich macht auch die SRG mit. Für die «Rundschau» berichten dann «Quellen innerhalb der Fifa» über vermutete Affären.

Die anonyme Quelle wurde zu Recht zum Schutz von wichtigen Informanten erfunden. Inzwischen ist es eine Seuche geworden. Die Anonymi können Verleumdungen von sich geben, Lügen und Gemeinheiten, und alles wird gedruckt und gesendet. Nicht mein Problem, sagen die Journalisten, ich zitiere ja nur eine Quelle.

Anonyme Informanten sind oft Denunzianten. Sie reden mit den Medien nicht zum Zweck echter Information, sondern aus Motiven wie Missgunst und Rachsucht. Das wissen die Journalisten natürlich auch. Sie veredeln ihre anonymen Zulieferer darum mit einer besonderen Aura.

Die Anonymen kommen nun «aus dem Kreis der Familie», sie stammen «aus dem Umfeld der Regierung», es sind «ehemalige Weggefährten», es sind «enge Mitarbeiter», es reden «Vertraute». Beim Leser soll der Eindruck erweckt werden, all die anonymen Gestalten seien unabhängig, nah an den Akteuren dran und nur der Wahrheit verpflichtet.

Das Medienhaus Tamedia unterzog letztes Jahr seine Titel einem Qualitätsmonitoring. Geleitet wurde es vom früheren *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Res Strehle. Eine seiner Schlussfolgerungen war: «Anonyme Quellen dürfen nicht zum Mittel des Rufmordes werden.»

Wie recht er hatte. Eben musste der *Tages-Anzeiger* einen Artikel über den Bündner Verleger Hanspeter Lebrument zurückziehen und löschen, dies auch darum, weil der ganzseitige Text ausschliesslich aus anonymen Anwürfen bestand.



Wie recht er hatte: Ex-Tagi-Chef Strehle.

Die Seuche der anonymen Quellen kommt aus den USA. Dort stösst man, von CNN bis *New York Times*, auf Zehntausende von unbenannten *sources*. Die meisten US-Medien haben zwar restriktive Richtlinien. Anonyme Quellen dürften nur dann verwendet werden, wenn eine zweite Quelle ihre Aussage bestätigt. Im derzeit brutalen Konkurrenzkampf um die schärfste Anti-Trump-Story ist diese Regel jedoch untergegangen.

In der Schweiz gibt es keine Regeln zur Verwendung von anonymen Quellen. Jeder Journalist kann jede Schmutzedei von «Bekanntem aus dem Umfeld» und «engen Mitarbeitern» ungehindert in seinen Texten unterbringen.

Man könnte das Problem mit drei Regeln einfach lösen. Erstens: Anonyme Aussagen in einem Artikel müssen von einem Mitglied der Redaktionsleitung bewilligt werden. Zweitens: Die echten Namen dieser anonymen Informanten müssen der Redaktionsleitung bekannt sein. Drittens: Sogenannte *blind quotes* sind verboten.

*Blind quotes* sind die tückischste Form der anonymen Anklage. Es sind wörtliche, anonyme Zitate. «Meier ruiniert die Firma», sagt dann ein anonymes Mitarbeiter. «Müller begrabscht jede Kellnerin», sagt dann ein anonymes Bekannter.

Es ist die schwarze Seite des Journalismus. Dolchstösse im Dunkel der Nacht.

# Avocado-Alarm

Von Henryk M. Broder — Von der «Superfrucht» zum Volksfeind.

Die Debatte um die Gefährlichkeit dieselbetriebener Autos ist noch nicht vorbei, es drohen Fahrverbote und Sanktionen, da taucht schon die nächste Gefahr am Horizont der Volksgesundheit auf – die Avocado.



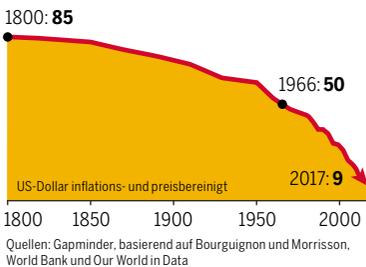
Bis vor kurzem war es so, dass sie «gut» ankam und sich «prächtig» verkaufte, weil die «Superfrucht» angeblich «vor Herzinfarkt und Krebs schützen» sollte. Alles Unfug, enthüllte das «Plusminus»-Magazin der ARD vergangene Woche. Die aus tropischen und subtropischen Regionen stammende Frucht werde «noch unreif geerntet und kommt dann zu uns, in immer grösseren Massen, dank einer ausgeklügelten Marketingstrategie», also wie alle Produkte, die in jedem Supermarkt angeboten werden, vom Überraschungsei bis zu Shampoos, die sexuell stimulierend wirken.

Allerdings, der Avocado-Boom habe Folgen, «von denen die meisten Verbraucher nichts ahnen». Ein «Marketingexperte» sagt, die Produzenten von Avocados hätten sich «zusammengetan», um den Konsumenten einzureden, die Avocado sei nicht nur «gesund», sondern auch «sexy». So habe sich der Konsum von Avocados allein in Deutschland seit 2008 vervierfacht. Die «weltweit steigende Nachfrage» Sorge dafür, «dass mit der Avocado viel Geld verdient werden kann», und «so werden immer mehr Plantagen angepflanzt», was den Wasserverbrauch in die Höhe treibt. Für ein Kilo Avocado brauche man fünfmal so viel Wasser wie für ein Kilo Tomaten.

Deswegen würden in den Anbaugeländen die Brunnen austrocknen. Hinzu kommt, dass beim Anbau «gefährliche Pestizide» zum Einsatz kämen, die «wahrscheinlich krebserregend für die Menschen» seien. Um das herauszufinden, lässt die Redaktion Avocados aus sechs grossen Supermarktketten in einem Labor auf Pestizide testen. Das Ergebnis: In vier Proben konnten Pestizide nachgewiesen werden. Aber – sie «sitzen nur an der Schale, das Fruchtfleisch ist okay». Deshalb sollten Avocados «vor dem Verzehr gewaschen und gut abgetrocknet» werden. Das ist schon alles. So gesehen unterscheiden sich die aus Südamerika eingeführten Avocados nicht von den in Spanien produzierten Tomaten. Das Resümee der Redaktion: «Avocados sollten keine Massenware sein, denn sie sind längst nicht so super, wie viele ihrer Liebhaber glauben.» Deutsche, esst deutsche Avocados!

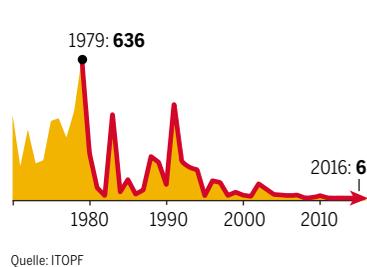
### Extreme Armut

Anteil der Menschen, die auf Stufe 1 von weniger als 2 Dollar am Tag leben, in Prozent



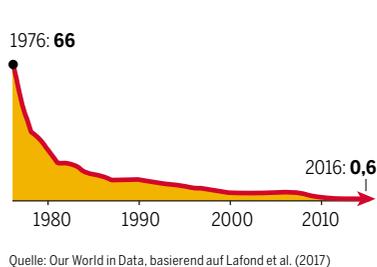
### Ölpest

Tonnen Öl, die von Tankern ins Meer fließen, in 1000



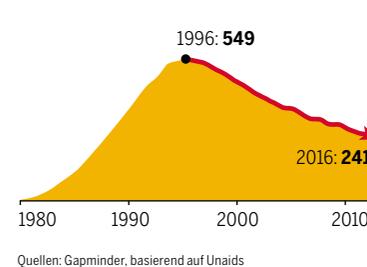
### Teure Solarmodule

Durchschnittlicher Preis von Fotovoltaik-Modulen, in Dollar/Watt peak



### HIV-Infektionen

Neue HIV-Infektionen pro 1 Million Menschen



# Die Welt wird immer besser

Wir halten die Welt für viel schlechter, als sie wirklich ist. Die Vorstellung von einer unüberwindbaren Kluft zwischen Arm und Reich ist ein falscher Mythos. Er ignoriert alle Daten und Fakten. Tatsächlich profitiert die grosse Mehrheit der Menschen vom globalen Fortschritt. *Von Peter Keller und Assa Ariyoshi (Illustration)*

Welche Bilder tauchen in Ihnen auf, wenn Sie über die Welt nachdenken? Schlimme Dinge wie Kriege, Gewaltverbrechen, Naturkatastrophen und Korruption? Fühlt es sich an, als ob alles nur noch schlimmer würde? Die Reichen werden reicher und die Armen immer ärmer? Denken Sie, dass uns die Ressourcen bald ausgehen werden, ausser wir geben radikal Gegensteuer, und zwar sofort?

Keine Sorge, Sie gehören mit dieser Meinung zur grossen Mehrheit. Das haben Dutzende Umfragen in verschiedenen Ländern ergeben. Der schwedische Professor für internationale Gesundheit, Hans Rosling\*, hat nachgewiesen, dass selbst Nobelpreisträger eine «überdramatisierte Weltsicht» haben. Das heisst: Wir halten unbeirrt an unserem Pessimismus fest, selbst wenn alle Daten und Entwicklungen das Gegenteil sagen.

Nun halten Sie sich selber wahrscheinlich kaum für einen notorischen Schwarzmaler, sondern für einen einigermaßen gut informierten Bürger, der durchaus weiss, wie es um die Welt steht. Die folgenden Testfragen zeigen jedoch, dass sich zumindest der westliche Mensch in der Pessimismusfalle behaglich eingerichtet hat.

1. Wie viele Mädchen absolvieren heute die Grundschule in den Ländern mit niedrigem Einkommen? a) 20 Prozent, b) 40 Prozent, c) 60 Prozent?

2. Wo lebt die Mehrheit der heutigen Weltbevölkerung? a) In Ländern mit geringem Pro-Kopf-Einkommen, b) in Ländern mit mittlerem Pro-Kopf-Einkommen, c) in Ländern mit hohem Pro-Kopf-Einkommen?

3. In den letzten zwanzig Jahren hat sich der Anteil der in extremer Armut lebenden Weltbevölkerung a) nahezu verdoppelt, b) nicht oder nur unwesentlich verändert, c) deutlich mehr als halbiert.

4. Wie hoch ist die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt heute weltweit? a) 50 Jahre, b) 60 Jahre, c) 70 Jahre?

5. Heute leben zwei Milliarden Kinder im Alter von 0 bis 15 Jahren auf der Welt. Wie viele Kinder werden es laut Angaben der Vereinten Nationen im Jahr 2100 sein? a) 4 Milliarden, b) 3 Milliarden, c) 2 Milliarden?

6. Wie hat sich die Zahl der Todesfälle pro Jahr durch Naturkatastrophen über die letzten hundert Jahre entwickelt? a) Sie hat sich mehr als verdoppelt, b) sie ist etwa gleichgeblieben, c) sie hat sich mehr als halbiert.

7. Wie viele der einjährigen Kinder auf der Welt sind gegen irgendwelche Krankheiten geimpft? a) 20 Prozent, b) 50 Prozent, c) 80 Prozent?

8. Weltweit haben 30-jährige Männer durchschnittlich zehn Jahre lang eine Schule besucht. Wie viele Jahre haben gleichaltrige Frauen die Schule besucht? a) 9 Jahre, b) 6 Jahre, c) 3 Jahre?

9. Wie viele Menschen auf der Welt haben ein gewisses Mass an Zugang zu Elektrizität? a) 20 Prozent, b) 50 Prozent, c) 80 Prozent?

10. Nach einer Prognose der Uno wird die Weltbevölkerung bis 2100 um weitere vier Milliarden Menschen gewachsen sein. Was ist die Hauptursache dafür? a) Es wird mehr Kinder geben (jünger als 15 Jahre), b) es wird mehr Erwachsene geben (zwischen 15 und 74 Jahren), c) es wird mehr sehr alte Menschen geben (75 Jahre und älter).

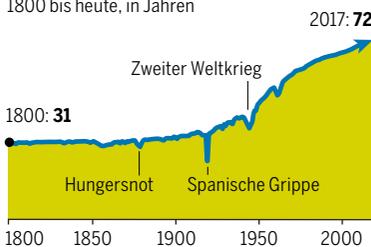
Die richtigen Antworten lauten: 1 c, 2 b, 3 c, 4 c, 5 c, 6 c, 7 c, 8 a, 9 c, 10 b. Geben Sie sich für jede richtige Antwort einen Punkt. Wie sieht Ihr Testergebnis aus? Haben Sie nur zwei oder weniger Punkte erzielt? Das braucht Sie nicht weiter zu beschämen, Sie befinden sich in guter Gesellschaft mit ihresgleichen: mit hoffnungslosen Schwarzsehern.

### Schimpansen schneiden besser ab

Der Autor Hans Rosling hat in den vergangenen Jahrzehnten vielen tausend Menschen in aller Welt Fragen gestellt über Fakten, über Armut und Reichtum, Bevölkerungswachstum, Geburten und Todesfälle, über Bildung, Gesundheit, Gewalt und Umwelt, er hat nach globalen Mustern und Trends gefragt mit unkomplizierten Tests, wie er betonte, und «keine Fangfragen» gestellt. Mit einem eindeutigen

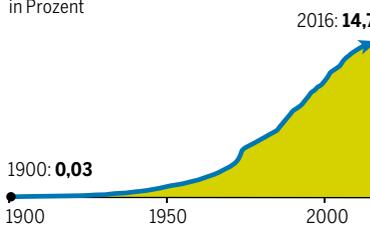
### Lebenserwartung

Durchschnittliche Lebenserwartung von 1800 bis heute, in Jahren



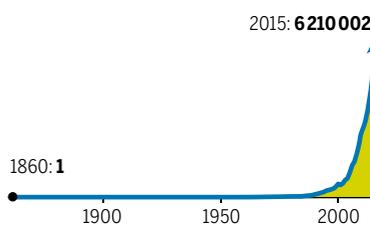
### Naturschutzgebiete

Anteil der Erdoberfläche, die als Nationalpark oder Naturschutzgebiet ausgewiesen ist, in Prozent



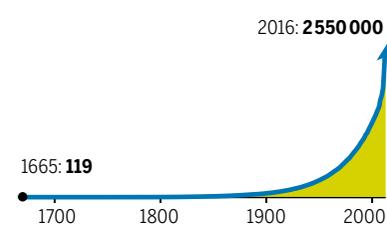
### Neue Musik

Neue Musikveröffentlichungen pro Jahr



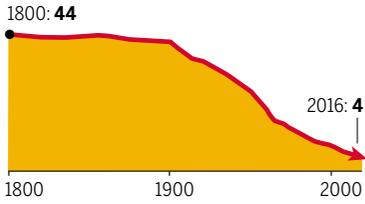
### Wissenschaft

Wissenschaftliche Fachartikel, die pro Jahr veröffentlicht werden



### Kindersterblichkeit

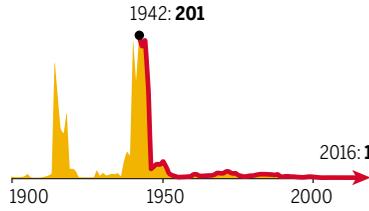
Anteil der Kinder, die vor dem 5. Lebensjahr sterben, in Prozent



Quelle: Gapminder, basierend auf UN-IGME, HMD

### Kriegstote

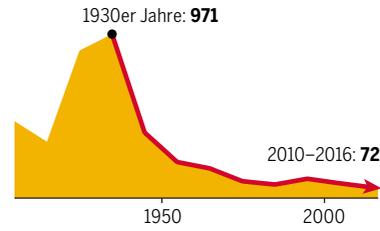
Pro 100 000 Menschen



Quellen: Gleditsch (2016) einschliesslich PRIO, Correlates of War und UCDP

### Katastrophentote

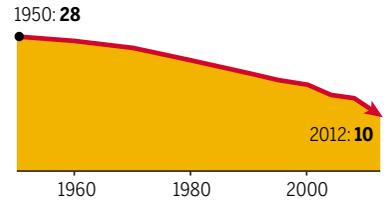
Pro 1000 Tote/Jahr (Zehnjahresdurchschnitte)



Quelle: EM-DAT (Internationale Katastrophendatenbank)

### Kinderarbeit

Anteil der Kinder von 5 bis 14 Jahren, die unter schlechten Bedingungen Vollzeit arbeiten, in Prozent



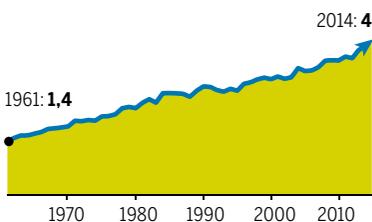
Quellen: Gapminder, basierend auf ILO und Our World in Data



*Man muss von einer eigentlichen Wahrnehmungsstörung reden.*

### Ernten

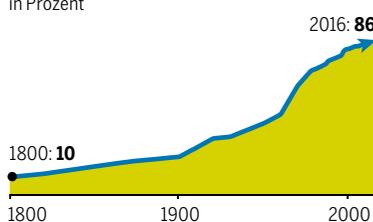
Getreideertrag, in 1000 kg pro Hektar



Quelle: FAO

### Alphabetisierung

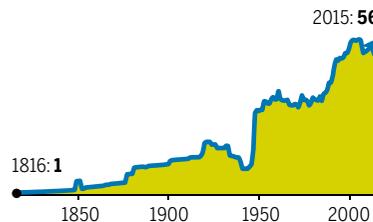
Anteil der Erwachsenen (über 15 Jahre) mit Grundfertigkeiten im Lesen und Schreiben, in Prozent



Quellen: Gapminder, basierend auf UNESCO und van Zanden

### Demokratie

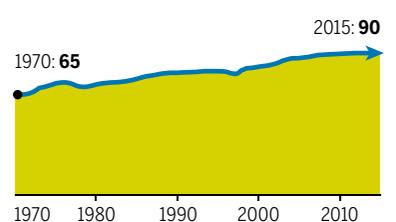
Anteil der Menschen, die in einer Demokratie leben, in Prozent



Quelle: Our World In Data

### Schulbildung der Mädchen

Anteil der eingeschulten Mädchen im Grundschulalter, in Prozent



Quelle: UNESCO

## Reicher, gesünder, ökologischer

**Auch wenn Medien ein anderes Bild verbreiten: Noch nie ging es den Schweizern so gut wie heute. Auch die Umweltsituation hat sich in den letzten Jahrzehnten markant verbessert.**



*Beste aller Schweizen:* Schwimmbad in Lutry am Genfersee.

**K**ropf. Das Wort klingt so hässlich wie die Krankheit, die damit beschrieben wird. Wer eine «Struma» hat, wie Mediziner den volkstümlichen Kropf nennen, leidet an einer Schilddrüsenvergrößerung. Das betroffene Gewebe schwillt an, bis im Extremfall eine Art Hautsack am Hals entsteht, eben der Kropf unter dem Kopf. Dabei handelt es sich um eine klassische Mangelerscheinung (häufigste Ursache ist fehlendes Jod), die besonders im alpinen Raum weit verbreitet war. Ende des 19. Jahrhunderts wurde jeder zehnte Rekrut in der Schweiz wegen eines Kropfs für dienstuntauglich erklärt.

Insgesamt durfte über ein Drittel der jungen Schweizer Männer nicht ins Militär, hauptsächlich wegen mangelhafter körperlicher Entwicklung, Schwäche, Anämie oder aufgrund Erkrankungen wie des Kropfs, den man heute, wenn überhaupt, nur noch aus der Literatur kennt. Die Daten der ärztlichen Rekrutenuntersuchung zeigen, wie fundamental sich die allgemeine Gesundheitsverfassung verbessert hat. Der wichtigste Ausdruck dieser positiven Entwicklung: Die Lebenserwartung der Schweizerinnen und Schweizer ist in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegen. 1970 lag die durchschnittliche Anzahl der

zu erwartenden Lebensjahre einer Frau bei 76,2 Jahren (heute: 85,3), die von Männern bei 70,1 Jahren (heute 81,5). Um 1900 betrug die Lebenserwartung bei Geburt rund 50 Jahre.

Hinter diesen Zahlen stecken grossartige medizinische Fortschritte; sie stehen aber auch für einen beispiellosen Wohlstand in der Geschichte der Schweiz: Seit 1950 sind die Reallöhne mit einer Ausnahme jedes Jahr gestiegen und haben sich mehr als verdoppelt. Die Konsumausgaben der Haushalte kletterten seit 1995 von 227 Milliarden auf rund 340 Milliarden Franken. Allein für alkoholische Getränke und Tabakwaren geben Herr und Frau Schweizer im Jahr über 12 Milliarden Franken aus, für Bekleidung und Schuhe 11,3 Milliarden, für Freizeit und Kultur 30,3 Milliarden, in Restaurants und Hotels 23,1 Milliarden. Die Schweizer können sich wesentlich mehr als das Nötigste leisten.

### Sauerstoff für die Seen

Die Schweiz ist gesünder, reicher, aber auch ökologischer denn je – trotz Alarmismus in den Medien, wie das folgende Beispiel zeigt: «Schlechte Luft tötet 5500 Schweizer – pro Jahr» (20 Minuten). Besonders viele Todesfälle würde es wegen Feinstaub geben, aber auch Stickstoffdioxid und Ozon forderten Hunderte Opfer. Die Horrorzahlen stammen aus

der Küche von Umweltorganisationen und werden medial weitergereicht ohne vertiefte Überprüfung der Faktenlage. Das neuste Statistische Jahrbuch hält fest: «Die Luftqualität in der Schweiz hat sich gesamthaft betrachtet in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert.»

Trotz Bevölkerungswachstum, Wohlstand und höherer Wirtschaftsleistung werden heute weniger Schwefeldioxide oder Stickoxide ausgestossen als 1960. Auch die ominösen Feinstaubwerte sind seit 1991 mehr als halbiert worden und liegen mittlerweile klar unter den gesetzlich definierten Höchstwerten. Wie bei der Luft weist das Bundesamt für Statistik (BFS) auch für die Gewässer deutlich bessere Werte aus. Insbesondere der Phosphorgehalt in den Seen ist um ein Vielfaches zurückgegangen.

In Mittellandseen wie dem Hallwilersee verendeten in den 1970er Jahren Tausende Fische. Wegen zu hohen Phosphorgehalts (ausgelöst durch Düngemittel der angrenzenden Landwirtschaft) bildeten sich wabernde Algenteppeiche, die Seen mussten in den Sommermonaten mit Sauerstoffanlagen «beatmet» werden. 1977 wurden im Hallwilersee 260 Mikrogramm Phosphor pro Liter gemessen, inzwischen liegt der Wert bei unter 15 Mikrogramm. Bereits klagen Berufsfischer schweizweit, die Gewässer seien so nährstoffarm, dass die Fische kaum mehr ausreichend Nahrung fänden und die Bestände entsprechend zurückgingen. In diesem Zusammenhang noch eine andere überraschende Notiz: Nicht nur die Wasserqualität ist viel besser geworden, parallel dazu gehen die Schweizerinnen und Schweizer sorgsamer mit Trinkwasser um: Wurden 1990 noch 472 Liter pro Person und Tag verbraucht, sind es 2016 rund 300 Liter.

Auch bei der digitalen Umwälzung der Gesellschaft ist die Schweiz auf gutem Weg. Fast jeder hat einen Internetanschluss (89 Prozent), praktisch gleich hoch ist der Anteil der Haushalte, die über ein Smartphone verfügen (88 Prozent). Wer kein Handy oder keinen Computer besitzt, tut das in der Regel aus freien Stücken. Die Anzahl Personen ab vierzehn Jahren, die das Internet regelmässig nutzen, ist von 0,7 Millionen im Jahr 1998 auf 5,7 Millionen im ersten Quartal 2017 gestiegen. Wir leben in der besten aller Schweizen.

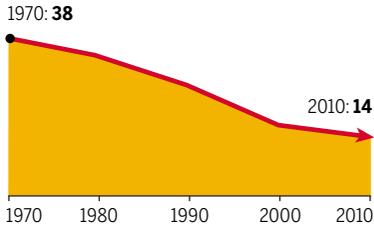
*Peter Keller*

**Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2018.**  
NZZ Libro. 630 S., Fr. 124.–

**Graphisch-statistischer Atlas der Schweiz 1914–2014.** Bundesamt für Statistik (Hrsg.). Fr. 89.–

### Feinstaubpartikel

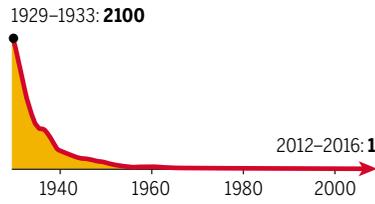
Kilogramm SO<sub>2</sub>-Partikel, emittiert pro Person



Quellen: Gpaminder, Klein-Goldewijk, CDIAC und UN-Pop.

### Tote bei Flugzeugabstürzen

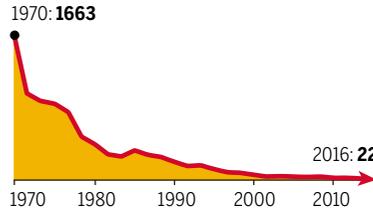
Tote pro 10 Mrd. Passagier-Flugmeilen (Fünfjahresdurchschnitte)



Quellen: Gpaminder, basierend auf IATA, ICAO, BTS und ATAA

### Ozonabbau

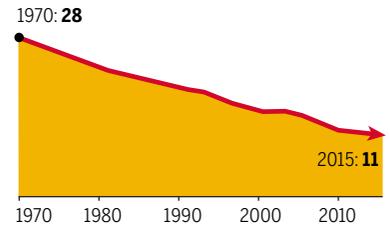
Verwendung Ozon zerstörender Substanzen, in 1000 Tonnen



Quelle: Unep

### Hunger

Anteil unterernährter Menschen, in Prozent



Quellen: Gpaminder, basierend auf FAO

Ergebnis: «Jede Gruppe, die ich befrage, glaubt, die Welt sei weitaus bedrohlicher, gewalttätiger und hoffnungsloser – in einem Wort: dramatischer –, als sie in Wirklichkeit ist.»

Was den studierten Mediziner und Statistiker erstaunt hat: Die Ergebnisse sind nicht nur falsch, sondern systematisch falsch, nämlich deutlich schlechter als bei einer rein zufälligen Auswahl der Antworten. Würde man eine Gruppe Schimpansen tippen lassen, sie hätten eine weit erfolgreichere Trefferquote (33 Prozent) als der Durchschnitt der Befragten, etwa

## Wie ein guter Pädagoge setzte Rosling auf Aufklärung und entwickelte besseres Lehrmaterial.

bei Testfrage 3, wie sich der Anteil der in extremer Armut lebenden Weltbevölkerung in den letzten zwanzig Jahren verändert hat. Nur gerade sieben Prozent der Teilnehmer nannten die richtige Antwort («mehr als halbiert»). Alle anderen, also rund neun von zehn Befragten, waren überzeugt, der Anteil habe sich kaum verändert oder sogar erheblich erhöht.

Zunächst ging Rosling davon aus, dass die Ursache dieser Ergebnisse in einem weitverbreiteten, geradezu hartnäckigen Unwissen liege. Jeder irrt ab und zu. Aber weshalb lagen so viele Menschen bei so vielen Themen daneben? «Warum schnitten», fragte sich der ehemalige Professor für internationale Gesundheit, «so viele Menschen schlechter ab als ein paar Schimpansen?» Wie ein guter Pädagoge setzte Rosling auf Aufklärung, entwickelte besseres Lehrmaterial, baute in seinen Vorlesungen und Vorträgen animierte Diagramme ein, reiste mit eleganten Lernhilfen kreuz und quer durch die Welt. Begeistert habe er den Leuten aufzeigen

wollen, wie sich die Welt positiv verändert habe – mit den neuesten Zahlen, Daten und Fakten.

«Ich wollte bei allen unser Upgrade installieren», gewissermassen die alten Bilder austreiben, dass ein riesiger Abgrund der Ungerechtigkeit die Gesellschaften beherrsche. Rosling spricht vom schlimmsten «Mega-Trugschluss»: Indem dieser die Welt in zwei irreführende Schubladen einordne – Arm und Reich –, «verzerrt er alle globalen Proportionen im Denken der Menschen». Man muss von einer eigentlichen Wahrnehmungsstörung reden, die einen wie ein Vorhängeschloss daran hindert, die weltweiten Fortschritte zu sehen: dass Milliarden von Menschen heute ein besseres Leben mit deutlich mehr Wohlstand führen als ihre unmittelbaren Vorfahren.

### Kindersterblichkeit als Thermometer

Der schwedische Gesundheitsforscher zieht die Zahlen der Kindersterblichkeit herzu, weil diese Kennziffer wie ein riesiges Thermometer die Temperatur einer Gesellschaft misst. Kinder sind verletzlich, wer sie schützen kann vor Keimen, Hunger, Gewalt und anderem, verfügt über die wichtigsten Ressourcen wie sauberes Trinkwasser, gesundheitliche Versorgung, genügend Zugang zu Informationen. Wichtiger als die nackten Zahlen ist die Entwicklung dahinter. Malaysia hatte 1995 eine Kindersterblichkeitsrate von 14 (Definition: Anzahl Kinder von tausend Geburten, die die ersten Lebensjahre nicht überstehen). In Saudi-Arabien lag die Kennziffer bei 35, in Brasilien bei 55. Aussagekräftiger ist der Vergleich mit 1960. Damals starben in Malaysia 93 von tausend Kindern, in Saudi-Arabien waren es 242.

Die Kennziffern sanken seither nochmals markant: Sie liegt in Saudi-Arabien mittlerweile bei 12,9 (2016) und ist damit tiefer als in Malaysia

im 1995. Malaysia wiederum hat die Sterblichkeitsrate auf 8,3 halbieren können. Und Brasilien? Auch dort überleben erfreulicherweise viel mehr Kinder die ersten Lebensjahre. Mit 15,1 haben die Südamerikaner innerhalb von zwanzig Jahren das Niveau von Malaysia 1995 erreicht. Selbst in Afrika zeigt sich die gleiche Tendenz: Tansania konnte seine Mortalitätsrate von 171 (1995) auf 56,7 reduzieren und ist damit auf dem Stand von Brasilien 1995 angekommen.

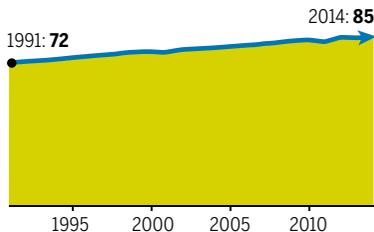
### Irgendwo in der Mitte

Das Muster lässt sich auf alle zentralen Lebensbereiche übertragen und macht die wichtigste Entwicklung deutlich: Immer mehr Länder streben in den mittleren Bereich. Rosling hält fest: «Es gibt keine Kluft mehr zwischen dem Westen und dem Rest der Welt, zwischen entwickelten Ländern und Entwicklungsländern, zwischen Reich und Arm.» Die Daten zeigen: Die meisten Menschen haben genügend zu essen, sie haben Zugang zu sauberem Wasser, die meisten Kinder sind geimpft, die meisten Mädchen schliessen die Grundschule ab. Heute leben 75 Prozent der Menschen in Ländern mit mittlerem Einkommen. «Sie sind nicht arm, nicht reich, sondern irgendwo in der Mitte und fangen an, ein vernünftiges Leben zu führen.» Das heisst nicht, dass weiterhin zu viele Menschen in schrecklicher Armut leben. Aber an der Vorstellung einer geteilten Welt festzuhalten, in der die Mehrheit in Not und Elend lebt, ist schlichtweg falsch.

\*Hans Rosling u.a.: Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Ullstein. 400 S., Fr. 37.90

### Stromversorgung

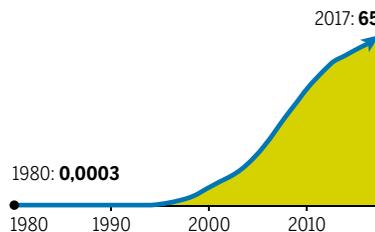
Anteil der Menschen mit Zugang zu Elektrizität, in Prozent



Quelle: GTF

### Mobiltelefone

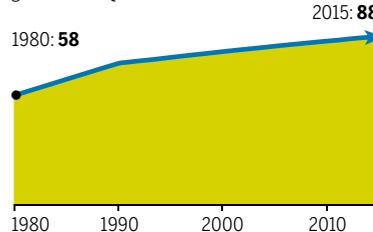
Anteil der Menschen, die ein Mobiltelefon besitzen, in Prozent



Quellen: GSMA und ITU

### Wasser

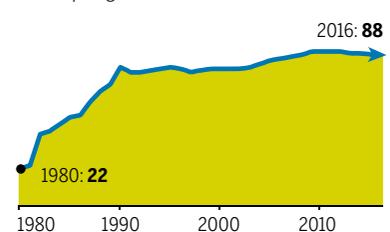
Anteil der Menschen, mit Wasser aus geschützter Quelle, in Prozent



Quellen: WHO, WHO/Unicef JMP und Weltbank

### Impfungen

Anteil der einjährigen Kinder, die zumindest eine Impfung erhalten haben, in Prozent



Quellen: WHO und Gpaminder

# Der mit dem Röntgenblick

Der Raiffeisen-Verwaltungsrat hat den vielseitig erfahrenen Ökonomen Bruno Gehrig mit dem schonungslosen Durchleuchten der Ära Vincenz beauftragt. Es ist eine Riesenaufgabe.

Von Beat Gygi

Der Mann hat in seinem Leben vier Karrieren gemacht, und jetzt, nachdem er die letzte mehr oder weniger abgeschlossen hat, übernimmt er eine Mission, die vielen fast unmöglich erscheint. Der Verwaltungsrat der Raiffeisen-Gruppe hat Bruno Gehrig das Mandat erteilt, alle heiklen Vorgänge aus der Zeit des früheren langjährigen Konzernchefs Pierin Vincenz seit 2005 unter die Lupe zu nehmen. Vincenz war von 1999 bis 2015 Konzernchef, es geht also um die zweite Hälfte des Regimes von «Mister Raiffeisen». Der 71-jährige Gehrig übernimmt seine Aufgabe als sogenannter unabhängiger Lead-Investigator zusammen mit einem Expertenteam der Anwaltskanzlei Homburger, das quasi den detektivischen Teil der Arbeit leisten soll. Im Zentrum steht die Frage, ob es immer mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn Raiffeisen oder eine ihrer Tochtergesellschaften Firmen oder Beteiligungen gekauft hat.

Gehrigs Team soll bis Ende Jahr etwa hundert Beteiligungsnahmen aus der genannten Zeitperiode genau anschauen. Dem Raiffeisen-Verwaltungsrat eilt es, mit dieser Röntgenaktion gegenüber dem Publikum und den eigenen Mitarbeitern in den 255 regionalen Genossenschaften Klarheit zu schaffen. Pascal Gantenbein, der nach dem Ausscheiden des Präsidenten Johannes Rüegg-Stürm Anfang März als Vizepräsident das Aufsichtsgremium interimistisch führt, will durch die Untersuchung und die Bekanntgabe der Ergebnisse das Vertrauen ins Unternehmen stärken. Sollten «strafrechtliche, aufsichtsrechtliche, zivilrechtliche oder ethisch relevante Aspekte» aufkommen, werde man entsprechende Massnahmen einleiten.

## Ein Fall für Matula

Aus dieser Sicht ist Gehrigs Auftrag geradezu riesig. Ein Spassvogel meint, da müsse schon Gehrigs Schwiegersohn, Detektiv Matula aus der Serie «Ein Fall für zwei», mit anpacken. Ziel ist die endgültige und umfassende Antwort auf die Frage nach allfälligen Unregelmässigkeiten. Dabei sind schon zwei Profitrupps mit ähnlichen Aufträgen unterwegs. Erstens hat die Finanzaufsicht Finma 2017 ein sogenanntes Enforcement-Verfahren gegen das Unternehmen und gegen Vincenz selber eingeleitet, um Regelwidrigkeiten aufzuspüren. Vincenz rettete sich Ende 2017 aus der Schusslinie, indem er als Verwaltungsratspräsident der Versicherungsgruppe Helvetia zurücktrat und damit sein letztes Mandat bei



Auf Ausgleich und Anstand bedacht: Bruno Gehrig.

einem Finma-beaufsichtigten Institut aufgab. Das Verfahren gegen das Unternehmen ist noch im Gang. Zweitens hat die Zürcher Staatsanwaltschaft eine Strafuntersuchung gegen Vincenz sowie seinen Geschäftspartner Beat Stocker eröffnet und sie Anfang März in Untersuchungshaft genommen.

In Gehrigs Röntgenanlage gelangt nun alles, was nicht durch Finma und Staatsanwälte untersucht wird. Gehrig selber legt dar, ihm komme eine besondere Rolle zu, da die Prüfung auch den Verwaltungsrat und die Geschäftsleitung erfasse. Dank seiner Erfahrung wisse er, wie ein Unternehmen funktioniere, das sei wichtig, weil viele Fragestellungen Corporate-Governance-Themen und nicht rein juristische Fachgebiete betreffen.

Das operative Bankgeschäft kennt Gehrig vor allem aus seiner ersten Karriere bei der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) in den achtziger Jahren. Nach seinem Ökonomiestudium an den Universitäten Bern und Rochester in den USA (hier bei Karl Brunner) arbeitete er ab 1981 bei der SBG zuerst als Chefökonom, war dann mehrere Jahre Chef des Handelsgeschäfts der Bank und anschliessend zwei Jahre Ge-

schaftsleiter der Bank Cantrade. 1992 startete er seine wissenschaftliche Karriere als Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität St.Gallen. Dort richtete er eine Art Brutkasten für Banken- und Finance-Wissen ein; zusammen mit dem von Bern an die HSG gezogenen Heinz Zimmermann (heute Universität Basel) gab er den Lehrbuch-Dauerbrenner «Fit for Finance» heraus. Nebenamtlich hatte er einen Sitz in der Eidgenössischen Bankenkommision, also der damaligen Finanzaufsicht. 1996 machte Gehrig dann den Schritt hin zu jener dritten Karriere, die ihm in seinem Leben wohl mehr am Herzen lag als die anderen Posten: Er wurde Mitglied des dreiköpfigen Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank, damals mit Präsident Hans Meyer.

Gehrig betreute die Umsetzung der expansiver werdenden Geldpolitik, und bald einmal sah es danach aus, als komme er rasch nach ganz oben: Im Herbst 2000 schlug ihn der Bankrat für die Nachfolge Meyers als Nationalbank-Präsidenten vor – die meisten Medien hatten Sympathie für Gehrig, aber dann wählte der Bundesrat überraschend den Walliser Jean-Pierre Roth zum neuen Spitzenmann

der Notenbank. Ein Stück weit war es auch eine Frage der Vertretung der Landesteile – Roth ist Romand – und eine Frage der Parteien: Die FDP war für Roth, Gehrig war CVP-Mitglied; das machte aber die Niederlage nicht weniger schmerzhaft. Immerhin reichte sein Einfluss in Nationalbank, Politik und Medien aus, um den Karriereschritt Philipp Hildebrands zum späteren Direktoriumspräsidenten vorzuspüren.

2003 verliess Gehrig als Vizepräsident die Nationalbank und wurde als Nachfolger von Andres F. Leuenberger Verwaltungsratspräsident beim Lebensversicherungskonzern Swiss Life (vorher Rentenanstalt), der damals gerade eine existenzbedrohende Krise hinter sich hatte. Damit stand Gehrig am Start seiner vierten Karriere: der Laufbahn als Verwaltungsrat in verschiedenen namhaften Unternehmen. Bei Swiss Life blieb er bis 2009 an der Spitze, an der ihn Rolf Dörig ein Jahr früher als geplant ablöste. Grund war Gehrigs Wahl in den UBS-Verwaltungsrat im Krisenherbst 2008. In dieser Position kritisierte er damals die alte UBS-Führung unter Marcel Ospel, die Geldorientierung der Bankenwelt und die Fehler in der Aufsicht.

### Ausgleich und Anstand

Dies war fast der optimale Zeitpunkt für den Auftritt eines Verfechters von Masshalten und Aufrichtigkeit wie Gehrig, der in den achtziger Jahren mit der Studiengruppe Wirtschaftspolitik der CVP das Wirtschaftsprogramm der Partei mit verfasst hatte. Zusätzliches Ansehen erwarb er sich dadurch, dass er sich nach einem Hirnschlag im 2005 wieder emporkämpfte, die Folgen des Schlages überwand und in Wirtschaft und Gesellschaft zurückkehrte. Sympathien gewann er bei vielen auch durch den Umstand, dass er mit Frau und drei Kindern ganz normal und ohne grosse Statussymbole in Winterthur zu Hause war. Weitere Mandate hatte Gehrig im Roche-Verwaltungsrat (2004 bis 2013), wo er Vizepräsident war, und als Verwaltungsratspräsident der Swiss (2010 bis 2016). Aktiv ist er heute noch als Verwaltungsrat der Bank Maerki Baumann, der Investec Bank und der Werbeunternehmung Wirz AG.

Hat der Raiffeisen-Verwaltungsrat aus der Gruppe möglicher Kandidaten mit Gehrig also die ideale Wahl getroffen? Je nachdem was das Ziel sei, lautet die Antwort immer wieder, wenn man Wirtschaftsfachleute fragt. Gehrig sei intelligent, freundlich, in seinen Ämtern sei er jeweils auf Ausgleich und Anstand bedacht gewesen, heisst es praktisch durchgehend – und auch oft: Er vertraue den Leuten allgemein sehr und sei letztlich wohl zu wenig scharf, um hart durchzugreifen. Auf die Frage nach den Auswahlkriterien sagt Gantenbein, dass die Unabhängigkeit des Lead-Investigators von Unternehmen und Personen zentral gewesen sei; Bruno Gehrig sei eher ökonomisch orientiert, theoretisch hätte man aber auch einen scharfen Juristen wählen können. ○

## Replik

# Bestmögliche medizinische Versorgung

Die *Weltwoche* schrieb in ihrer letzten Ausgabe von einer überdimensionierten «Stalin-Allee», die am Zürichberg entstehen soll. Das ruft nach einer Richtigstellung. Von Markus Kägi

In der *Weltwoche* erschien letzte Woche eine Kolumne unter dem Titel «Neues vom Qualitätsjournalismus». Darin wurde auf einen heftigen Verriss im *Tages-Anzeiger* Bezug genommen und kritisiert, dass der «Verrissene» selbst nicht zu Wort kam. In derselben Ausgabe berichtete die *Weltwoche* unter dem Titel «Stalin-Allee am Zürichberg» über die Weiterentwicklung des Hochschulgebiets Zürich Zentrum (HGZZ). Die *Weltwoche* ging hier allerdings genau in der kritisierten Art vor: Keine der beteiligten Institutionen wurde vorgängig mit den zahlreichen falschen oder verzerrenden Aussagen konfrontiert. Das ruft nach einer Richtigstellung.

Der Autor reiht sich nahtlos an die meisten Kritiker, wenn er beteuert: «Kaum jemand bezweifelt den zusätzlichen Bedarf an Räumlichkeiten und Infrastrukturen des Wissens- und Gesundheitszentrums mitten in Zürich.» Häufige Variante dieser Aussage: «Natürlich müssen sich Unispital, Uni und ETH im Zentrum weiterentwickeln können. Aber...»

Mit anderen Worten: Niemand will als frustrierter Architekt, Partikularinteressenvertreter oder sonstiger Ver- und Behinderer von Innovation und Weiterentwicklung dastehen. Alle handeln in bester Absicht aus uneigennütigen, hehren Motiven. Was dabei – bewusst oder unbewusst – ausgeblendet wird: Kanton, Stadt und die beteiligten Institutionen haben nicht nur eine grosse Verantwortung punkto Architektur und Städtebau, deren sie sich sehr wohl bewusst sind und der sie mit einer äusserst sorgfältigen, langjährigen Planung Rechnung tragen. Nein, sie dürfen auch die zeitliche Komponente nicht ausser Acht lassen. Der Druck aus Gesundheit, Bildung und Forschung ist real. Allein das Universitätsspital Zürich muss jährlich hohe siebenstellige Summen in den Unterhalt der veralteten Spitalgebäude stecken, Tendenz steigend. Geld, das in der eigentlichen Gesundheitsversorgung deutlich sinnvoller angelegt wäre.

Augenfälligster Mangel des Artikels ist, dass er vom Projektstand 2013 ausgeht. Seither sind fünf (!) Jahre vergangen, in denen das Projekt kontinuierlich weiterentwickelt und redimensioniert wurde – vielfach auf Anregung von Quartieren, Fachkreisen, Bevölkerung oder Politik. Das Resultat sind unter anderem reduzierte Flächen (keine 350 000 Quadratmeter Mehrfläche, sondern mehr als 15 Prozent weniger), um mehrere Stockwerke reduzierte Maximalhöhen (keine Rede von «sperrigen



Neubau-Pläne am Zürichberg.

Hochbauten») und eine deutlich bessere Durchwegung als der heutige Zustand im Quartier. All das ist zusammengefasst im Weissbuch, einer von den beteiligten Institutionen und Behörden gemeinsam erarbeiteten Absichtserklärung mit verbindlichen Grundsätzen für ein attraktives Hochschulgebiet, einzusehen unter [www.hgzz.zh.ch](http://www.hgzz.zh.ch).

### Noch keine konkreten Projekte

Nicht nachvollziehbar ist auch der immer wieder bemühte «praktisch durchgehende Gebäuderiegel», der die Stadt angeblich in zwei Teile trennen werde. Das ist veritabler Unsinn. Tatsache ist erstens, dass noch gar keine konkreten Bauprojekte vorliegen. Die entsprechenden Projektwettbewerbe von Unispital und Uni sind in vollem Gang, die Resultate werden Ende 2018 erwartet. Und zweitens (wie gesagt): Die Durchwegung wird verbessert. Von einer Trennung der Stadt kann keine Rede sein.

Das Generationenprojekt HGZZ ist eine gemeinsame Investition in die Zukunft. Sie stellt sicher, dass auch die nächsten Generationen auf die bestmögliche medizinische Versorgung und eine weltweit anerkannte Forschung und Lehre zählen können. Sorgen wir dafür, dass dieses wichtige Ziel zwischen Partikularinteressen und – teilweise durchaus gutgemeintem – übertriebenem Perfektionismus nicht aus den Augen verloren wird. Wir sind es unseren Nachkommen schuldig!



Markus Kägi, SVP, ist Regierungspräsident und Baudirektor des Kantons Zürich.



«Kurze Zündschnur»: Angeklagter Zeljko J. bei einer Tatortbesichtigung, Dezember 2014.

# Mord ohne Mörder

Das Bundesgericht hat Zeljko J. überraschend freigesprochen. Die Vorinstanz hatte den Bosnier im Fall Gränichen wegen Mordes verurteilt. Im Aargau reibt man sich die Augen.

Von Philipp Gut

Mit seinem Urteil vom 29. März stellt das Bundesgericht die vorinstanzlichen Urteile auf den Kopf. Es spricht die vom Bezirksgericht Aarau und vom Obergericht des Kantons Aargau für schuldig befundenen Zeljko J. und Daniel G. (Mittäter) frei. Damit erlebt der als «Werkstatt-Mord von Gränichen» bekannte Fall eine spektakuläre Wende.

In Aargauer Justizkreisen stösst das Urteil auf Verwunderung. Man stellt sich die Frage, ob die höchsten Richter die Akten überhaupt gelesen haben. Zweifel scheinen durchaus berechtigt. Nach dem Urteil der Strafrechtlichen Abteilung des Bundesgerichts unter dem Vorsitz von Christian Denys gibt es zwar einen Toten, der mit zwei Schüssen niedergestreckt worden ist, aber keinen Täter. Die Ermittlungen werden auch nicht neu aufgerollt.

Besonders bitter ist das Lausanner Verdikt für die Hinterbliebenen, insbesondere die Eltern des Opfers David M. Sie haben nicht nur ihren Sohn verloren, sondern müssen auch damit zurechtkommen, dass die Tat ungesühnt bleibt. Zudem müssen sie gemäss Bundesgericht die Gerichtskosten übernehmen und die Hälfte der Parteientschädigung an die Anwältin von Zeljko J. bezahlen. Mit dem Freispruch entfallen für die Hinterbliebenen auch sämtliche Zivilansprüche. Weit mehr Verständnis haben die Bundesrichter für Zeljko J.: Sie weisen die Sache an das Obergericht zurück, damit ihm dieses «eine Haft-

entschädigung zuspricht und über die Kosten- und Entschädigungsfolgen im kantonalen Verfahren neu befindet».

Das Bundesgericht begründet den Freispruch mit wenigen Zeilen. Neben den Aussagen von Daniel G. und seinem Schwager Beat G., der Zeuge von Teilen der Tat wurde, bestünden «keine weiteren Beweismittel, welche eine allfällige Täterschaft von Zeljko J. hinreichend belegen» würden, schreibt das Bundesgericht. Die Vorinstanz ver falle «in Willkür», wenn sie feststelle, Zeljko J. habe auf David M. geschossen.

Im Vorwurf der Willkür an das Obergericht liegt der juristische Kern des Falls: Das Bundesgericht kann die Sachverhaltsdarstellung der Vorinstanz nämlich nur rügen, wenn sie offensichtlich unrichtig ist oder auf einer Rechtsverletzung beruht und wenn die Behebung des Mangels für den Ausgang des Verfahrens entscheidend sein kann. «Offensichtlich unrichtig ist die Sachverhaltsfeststellung, wenn sie willkürlich ist», definiert das Bundesgericht. Und Willkür liege vor, «wenn der angefochtene Entscheid offensichtlich unhaltbar ist oder mit der tatsächlichen Situation in klarem Widerspruch steht».

Auch der zweite ursprüngliche Tatverdächtige, Daniel G., wird nicht belangt. «Nachdem Zeljko J. freizusprechen ist, besteht für eine Verurteilung von Daniel G. auf dieser Grundlage kein Raum», so das Bundesge-

richt. Mit «dieser Grundlage» ist die Auffassung der Vorinstanz gemeint, dass Zeljko J. der Todesschütze war. Und weil diese Grundlage ent falle, könne Daniel G. auch nicht «des Mordes in Mittäterschaft oder der eventualvorsätzlichen Tötung schuldig gemacht» werden.

## Indizien nicht beachtet

Kenner des Falls stossen sich daran, dass die Bundesrichter mit keinem Wort auf die vielen Indizien eingehen – die Akten füllen mehr als sechzig Bundesordner –, die zur erst- und zweitinstanzlichen Verurteilung von Zeljko J. geführt haben.

Wie stellt sich der Tathergang anhand dieser Akten dar? Das ist die spannende Frage, die das Bundesgericht offensichtlich gar nicht gross interessiert hat.

Die tödlichen Schüsse fielen am 7. Oktober 2012 zwischen zirka 20.30 und 20.45 Uhr in der Werkstatt von Daniel G. im Industriequartier von Gränichen. Das Opfer David M. und die beiden von der Staatsanwaltschaft beschuldigten Zeljko J. und Daniel G. kannten sich bestens. Daniel G. war der Inhaber der Werkstatt, in der David M. getötet wurde. Zeljko J. war praktisch sein unmittelbarer Nachbar. Er betrieb eine kleine Autoreparaturgarage und den Taxibetrieb Kevin Taxi. Laut Anklageschrift der Staatsanwaltschaft pflegten die beiden seit Jahren einen regel-

mässigen, intensiven und freundschaftlichen Kontakt zueinander. Sie halfen sich mit Werkzeugen aus und sahen sich in der Regel täglich. Sie besuchten sich dabei gegenseitig in ihren Werkstätten.

Zeljko J., heisst es in der Anklageschrift, verfüge über eine «kurze Zündschnur»; er habe eine niedrige Schwelle für aggressives und gewalttätiges Verhalten. Er ist mehrfach vorbestraft, unter anderem wegen Delikten gegen Leib und Leben. «In seiner Wohngemeinde ist er weitherum bekannt als aufbrausender, unberechenbarer und brutaler Gewalttäter. Auch der Umstand, dass er über Schusswaffen verfügt, war weitherum bekannt», so die Staatsanwaltschaft.

Das Opfer David M. hatte ebenfalls enge Verbindungen zu Daniel G. Dieser hatte die Werkstatt von seinem Schwiegervater übernommen. David M. – er hinterliess zwei Knaben im Kleinkindalter – hatte Ehe- und finanzielle Probleme. Daniel G. bot sich den Eheleuten M. als Vermittler an und half ihnen, auch finanziell. Seit Mitte 2011 hatte er zeitweise eine sexuelle Beziehung mit der Frau von David M., was er vor seiner eigenen Ehefrau wie auch vor David M. verheimlichte.

#### Auftrag zu einer «Abreibung»

Die Situation spitzte sich zu, als sich David M. und seine Frau im März 2011 definitiv trennten. Der Kontakt zu den Kindern wurde ihm weitgehend verwehrt. Damit konnte sich David M. nur schwer abfinden. Er drohte mehrfach, sich notfalls auch gewaltsam einen Weg zu den Kindern zu verschaffen. Sollte seine Frau jemals einen anderen Mann haben, werde er die gesamte Familie auslöschen. Seine Frau nahm die Drohungen gemäss den Akten ernst und lebte in ständiger Angst. David M. war kein unbeschriebenes Blatt. Er war früher in der rechtsextremen Szene aktiv, war immer wieder in Schlägereien verwickelt und hatte einschlägige Vorstrafen. Als langjähriger Kampfsportler war er sehr gut trainiert.

Im Frühjahr 2012 sagte die Frau von David M. gemäss den Ermittlungsakten mehrfach zu Daniel G., so könne es nicht mehr weiter-

### Besonders bitter ist das Lausanner Verdikt für die Hinterbliebenen, insbesondere die Eltern des Opfers.

gehen, David M. müsse gestoppt werden. Daniel G. beruhigte sie und meinte, sie müsse nichts unternehmen, er werde sich darum kümmern. Er werde sich auf die Suche nach einem Profikiller machen. Die Frau von David M. nahm diese Äusserungen zum damaligen Zeitpunkt aber nicht ernst, wie die Staatsanwaltschaft festhält.

Die Lage verschärfte sich in der Folge an einer weiteren Front: Daniel G. hatte zuneh-

mend auch selber Probleme mit David M. Dieser bedrohte ihn, wurde teilweise auch gewalttätig und forderte zusätzliche Zahlungen. Vier bis fünf Wochen vor der Tat verlangte David M. von Daniel G., dass dieser ihm eine Wohnung suche und bezahle. Daniel G. fürchtete sich vor allfälligen Racheaktionen, wenn sein Verhältnis zur Frau von David M. bekanntwürde. Er wusste, dass dieser eine gemeinsame Zukunft mit ihr und ihren Kindern niemals tolerieren würde. David M. habe ihm daher «in mehrfacher Hinsicht im Weg» gestanden, so die Anklage.

Laut der Staatsanwaltschaft plante Daniel G. deshalb einen «Befreiungsschlag». Er erteilte Zeljko J. den Auftrag, David M. eine «Abreibung» zu verpassen. Er habe allerdings gewusst, dass Zeljko J. nicht mit blossen Fäusten



Tödlicher Showdown: Opfer David M.

auf den ihm körperlich überlegenen David M. losgehen würde. Im August oder September 2012 besorgte Zeljko J. gemäss Staatsanwaltschaft im Auftrag von Daniel G. illegal eine Waffe aus Serbien, samt Schalldämpfer und Munition.

Am Sonntagabend, den 7. Oktober 2012, kam es in der Werkstatt von Daniel G. zum tödlichen Showdown. Daniel G. nahm telefonisch Kontakt mit David M. auf und gab vor, eine Aussprache mit ihm und seiner Ehefrau zu organisieren. Das Treffen sollte in seiner Werkstatt stattfinden, im sogenannten Partyraum. Daniel G. bestellte David M. per SMS auf 20.15 Uhr dorthin. Zeljko J. sollte, so der Plan laut der Anklage, dazustossen. Er würde erkennen, dass David M. angekommen sei, sobald dieser seinen auffälligen roten Bus auf dem Gelände parkierte, das von der Garage von Zeljko J. gut einsehbar war.

Daniel G. führte David M. in den Partyraum und offerierte ihm ein Bier, danach ging er in seine Werkstatt, wo er noch Arbeiten zu erledigen hatte. David M. blieb im Partyraum. Seine

letzten Minuten waren angebrochen. Laut der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft machte sich Zeljko J. nun auf den Weg; im Partyraum sei er wie erwartet auf David M. gestossen. Um 20.30 Uhr habe er ihm «mit Tötungsabsicht» in die Brust geschossen. Die Kugel habe das Opfer durch dessen Trainerjacke hindurch in die vordere linke Brustseite getroffen und sei mittig im Körper stecken geblieben.

#### «Jo, de Siech läbt no»

David M. war nach diesem Steckschuss nicht sofort tot und konnte in das Innere der Werkstatt flüchten. Gemäss den Akten verfolgte Zeljko J. das angeschossene Opfer. Im Bereich des Werkstattbüros habe er «noch einmal von hinten gezielt einen Schuss in die Herzgegend» von David M. abgegeben. Laut Obduktionsbericht starb David M. an diesem zweiten Schuss.

Für das Obergericht des Kantons Aargau war aufgrund der zahlreichen Indizien und der Aussagen der Beteiligten erstellt, dass Zeljko J. die tödlichen Schüsse auf David M. abgegeben hat. Eine Dritttäterschaft sei «auszuschliessen». Neben den Aussagen von Daniel G. stützte sich das Obergericht bei seinem Urteil auf die Zeugenaussagen von Beat G., welcher in der Wohnung über der Werkstatt weilte und durch den Lärm an den Tatort gelockt wurde. Das Obergericht erachtet die Aussagen als glaubhaft. So schilderte Daniel G. einen Dialog mit dem mutmasslichen Täter, mit dem er kurz nach dem ersten Schuss vor der Werkstatt zusammentraf. «Spinnsch du, hesch du uf ihn gschosse?» Darauf habe Zeljko J. geantwortet: «Jo, de Siech läbt no.» Als weiteres Indiz führt das Obergericht ins Feld, dass auf der mit einem Einschussloch versehenen Trainerjacke von David M. der Schuhabdruck von Zeljko J. sichergestellt werden konnte.

Auf die Aussagen von Zeljko J. hingegen könne man nicht bauen, so das Obergericht. Er habe seine Version der Geschichte mehrfach geändert und dem Stand seines Wissens über die Ermittlungsergebnisse angepasst. Für das Obergericht handelt es sich dabei um eine «fadenscheinige» und «unglaubliche Schutzbehauptung». «In Würdigung der gesamten Umstände muss das widersprüchliche Aussageverhalten, das sich nur damit erklären lässt, dass der Beschuldigte in Bezug auf den wahren Grund seiner Anwesenheit am Tatort nicht die Wahrheit gesagt hat, als weiteres Indiz für seine Täterschaft gewertet werden», schreibt das Obergericht.

Von all diesen Indizien wollen nun die Bundesrichter nichts wissen. Im Aargau keimt derweil ein böser Verdacht: Vielleicht habe das Bundesgericht ja einen Weiterzug nach Strassburg, falls es den Schuldspruch bestätigt hätte. Mit dem Freispruch von Zeljko J. entgehe es dieser Gefahr. Kein Mörder, kein Problem. ○

# Diplomat Wirbelwind

Von EU-Botschafter Michael Matthiessen heisst es, er kenne die Bedürfnisse von Kleinstaaten wie der Schweiz. Er ist eloquenter und sprachgewandter als sein hemdsärmeliger Vorgänger. Ist das nun besser oder schlechter für die Schweiz? *Von Hubert Mooser*

Wenn Staatssekretär Roberto Balzaretto nach London jettet, dann vernimmt das bald einmal auch EU-Botschafter Michael Matthiessen. Und der Däne kann sich dann ausrechnen, dass der Schweizer Chefunterhändler nicht zum Shoppen nach London fliegt, sondern darum, um mit den Briten über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und Grossbritannien für die Zeit nach dem Brexit Gespräche zu führen.

Matthiessen verkörpert die Augen und Ohren der Europäischen Union in Bern. Fast täglich meldet er in die Zentrale nach Brüssel die herrschenden Befindlichkeiten der Eidgenossen, politische Entscheide, bevorstehende Abstimmungen. «Wenn die EU-Vertreter mit der Schweiz verhandeln wie letzte Woche, müssen sie wissen, in welchem politischen Kontext der Schweizer Chefunterhändler verhandelt», sagt Matthiessen.

## Mit der Staatssekretärin an die Fasnacht

Von seinem Büro an der Bundesgasse aus hat er einen guten Überblick über Bundesbern. Er residiert genau gegenüber dem Finanzdepartement. Gleich daneben ist das Bundeshaus West mit dem Sitz von Aussenminister Cassis. Als er 2016 nach Bern kam, habe er den Eindruck gewonnen, die Schweiz wolle das Rahmenabkommen bis nach dem Brexit hinauszögern, erzählt Matthiessen. Inzwischen habe sich seine diesbezügliche Wahrnehmung verändert: «Der Schweizer Bundesrat will beim Rahmenabkommen jetzt vorwärtsmachen und noch in diesem Jahr fertigverhandeln.» Das freut den Vertreter der EU – obwohl er weiss, dass nicht Bundesrat und Parlament in dieser Sache das letzte Wort haben, sondern die Schweizer Stimmbürger.

Matthiessen tut aber alles, damit es auch aus seiner Sicht gut ausgeht, auf allen Ebenen. Mit den Spitzdiplomaten des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) pflegt er einen intensiven Kontakt. Er trifft sich mit Parlamentariern wie CVP-Ständerat Filippo Lombardi, bespricht sich mit Bundesrat Cassis, telefoniert mit Chefunterhändler Roberto Balzaretto. Mit Staatssekretärin Pascale Baeriswyl war er an der Basler Fasnacht. «Wir sind aber nicht um 4 Uhr morgens zum Morgestraich gegangen», meint Matthiessen mit einem Augenzwinkern. Auch mit dem früheren Staatssekretär Jacques de Watteville hält er weiterhin Kontakt. Aber ist das alles nun gut oder schlecht für die Schweiz?

Als er 2016 in die Schweiz kam, hiess es, als Bürger des EU-Kleinstaates Dänemark kenne



*Befindlichkeiten der Eidgenossen:* EU-Gesandter Matthiessen.

und verstehe Matthiessen die Bedürfnisse eines assoziierten Kleinstaates wie der Schweiz sehr wohl. Auf dem Bücherregal in seinem Büro steht zwar ein Bild der dänischen Königin Margrethe II., die ihm den angesehenen Dannebrogorden verlieh. Das ist eine aussergewöhnliche Ehrung für einen Diplomaten, der im Ausland Karriere gemacht hat. Er selber sieht sich zuerst als Europäer und dann erst als Bürger Dänemarks, das liegt jedoch in seinen Genen.

### Vorstellungsgespräch bei Lord Carrington

Der EU-Botschafter, der aussieht, als käme er aus Italien oder Spanien, wurde 1956 am nördlichen Stadtrand von Kopenhagen geboren. Der Vater war Däne und Künstler, die Mutter Französin mit armenischen Wurzeln. Die Familie zog in Europa viel herum. Matthiessen sagt dazu: «Meine Eltern waren 68er, bevor es die 68er überhaupt gab.» Der junge Matthiessen büffelte die eine Hälfte seiner Schulzeit auf Französisch, die andere auf Dänisch. Das zog er auf Stufe Universität durch. Matthiessen hat einen Masterabschluss in Politikwissenschaft der Universität Aarhus, für einen Abschluss in Internationalen Beziehungen studierte er in Paris.

Lange war unsicher, was er werden sollte: Journalist oder Diplomat? Er entschied sich für eine Diplomatenkarriere. Der Zeitpunkt war günstig. Im Juli 1982 übernahm Dänemark die Präsidentschaft im Rat der Europäischen Gemeinschaft, wie sich die EU damals noch nannte. Und das dänische Aussenministerium rekrutierte zusätzliche junge Diplomaten – darunter

### Zum Schluss seiner Karriere ist er nun in der Schweiz, einem weiteren Krisenherd.

Michael Matthiessen. Er fiel im dänischen Aussenministerium schnell auf.

Noch keine dreissig Jahre alt, wurde er angefragt, ob er sich nicht für den Posten als Berater von Nato-Generalsekretär Lord Carrington bewerben wolle. Ein Wochenende liess er sich die Sache durch den Kopf gehen, flog dann zum Vorstellungsgespräch nach Brüssel. Erst grillte ihn zwei Stunden lang Carringtons Kabinettchef. Dann empfing ihn der Nato-Generalsekretär persönlich. «Das Gespräch dauerte zwanzig Minuten», sagt Matthiessen. Am Ende sagte Lord Carrington: «That's it.» Matthiessen verstand nicht und fragte: «Was heisst das?» Und Carrington: «Das heisst, Sie haben einen neuen Job.» Matthiessen: «Wann soll ich anfangen?» Carrington: «Letzte Woche.»

Das war für Matthiessen eine spannende Zeit. Der Kalte Krieg war noch im Gange, ein Konflikt in der Ägäis entzweite die Nato-Staaten Griechenland und Türkei. «Wir waren ständig am Kompromissesschiessen.» 1988 kehrte Matthiessen in die Machtzentrale Dänemarks zurück. Er wurde Chefberater von Dänemarks

Premierminister Poul Schlüter. Es folgten weitere hohe Ämter im Aussenministerium und in der dänischen EU-Vertretung in Brüssel. In den letzten achtzehn Jahren war Matthiessen in wechselnden Top-Positionen für die EU-Aussenbeauftragten Javier Solana, Catherine Ashton und Federica Mogherini als Krisenmanager auf der ganzen Welt im Einsatz.

Zum Schluss seiner Karriere ist er nun EU-Botschafter in der Schweiz, einem weiteren Krisenherd, als Nachfolger des Briten Richard Jones. Matthiessen ist das Gegenteil seines etwas blassen Vorgängers, der sich in den Schweizer Landessprachen kaum ausdrücken konnte.

Matthiessen spricht dagegen nebst Dänisch und Englisch fliessend Deutsch, Französisch und ein bisschen Italienisch. Er kann sich sogar auf Russisch verständigen. Matthiessen zeigte bisher auch mehr Fingerspitzengefühl als Vorgänger Michael Reiterer, der in Bern nicht bloss der SVP auf die Nerven ging.

SVP-Präsident Albert Rösti beschreibt den EU-Botschafter treffend als «vornehmen Diplomaten». Er rechnet es Matthiessen hoch an, dass dieser ihn eingeladen hat, die Positionen der SVP zum Rahmenvertrag vor den 23 in Bern akkreditierten Botschaftern der EU-Mitgliedstaaten zu erklären. Letzte Woche war Bundesrat Cassis Gast bei der Botschafterrunde. Dazwischen tourt Matthiessen durch das Land, als stehe er mitten in einem Abstimmungskampf. «Ich habe mir zum Ziel gesetzt, alle 26 Schweizer Kantone zu besuchen», sagt er. Deshalb habe er sich eine Schweizer Karte an die Wand gehängt. Acht hat er schon bereist. Am Dienstag war er in Luzern.

Matthiessen ist ständig auf Achse, im Büro trifft man ihn nur zwei oder drei Tage pro Woche. Mal besichtigt er das Unternehmen von Gewerbeverbandpräsident Jean-François Rime im freiburgischen Bulle, mal sind *moules et frites* mit dem Berner Stadtpräsidenten Alec von Graffenried in der Brasserie «Chez Edy» angesagt. Er referiert vor den Studenten der Universität Basel, stellt sich im Walliser Ferienort Verbier auf Podien Debatten zur EU-Politik, vertritt den EU-Standpunkt im Tessin, wo der Widerstand gegen Brüssel besonders gross ist.

Nicht immer kommt es gut an, was er sagt.

Dass er den Tessinern, in viel diplomatischer Warte verpackt, zu verstehen gab, dass die EU nicht toll findet, wenn die Tessiner von italienischen Grenzgängern Strafregisterauszüge verlangen, freute die Tessiner nicht. Auch in Verbier gab es Kritik – als Matthiessen von den sehr guten Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU sprach. Dabei war ein paar Wochen zuvor bekannt geworden, dass die EU der Schweiz die Börsenäquivalenz nur für ein Jahr gewähren will. Matthiessen, der für die EU lange Jahre als Krisenmanager unterwegs war, bringt das nicht aus der Ruhe: «Es waren nur Einzelne, die es gestört hat, was ich in Verbier vertrat.» Sagt's und rauscht zum nächsten Termin davon. ○

## Gesundheit

# Eldorado der Knusprigkeit

## Chancen der neuen EU-Verordnung zu den Pommes frites. Von Andreas Honegger

Die EU hat eine neue Regel erlassen, die mehr ins Alltagsleben der EU-Bürger eingreifen wird als viele andere. Man weiss seit langem, dass beim Erhitzen von stärkehaltigen Lebensmitteln Acrylamid entstehen kann. In grossen Mengen erhöht dieses möglicherweise das Krebsrisiko. Nun hat ausgerechnet der Brüsseler Beamtenapparat eine neue EU-Regel ersonnen, die den Belgiern die knusprigen Pommes, auf deren Erfindung sie sich viel einbilden, verbieten will. Pommes frites und auch Brot sollen künftig in der EU so hell wie möglich serviert werden. Werden nun auch die Belgier der EU den Rücken kehren?

Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit hat befunden, dass der Appell zur freiwilligen Reduktion des Acrylamidgehalts nicht das gewünschte Ergebnis gebracht habe, und geht nun zum Zwang über. Da es keine genauen Grenzwerte gibt, muss man nicht damit rechnen, dass bald schon die Pommes-Polizei aufmarschiert. Man will vor allem die fabrikmässige Herstellung von bräunlichen Chips dazu bringen, auf hellgoldene Produkte umzustellen. Das kann durch Reduktion der Frittieretemperatur von 180 auf 175 Grad erreicht werden.

Die neue Regel nimmt ausgerechnet das Momentum der Knusprigkeit, die Lebensmittel wie Pommes frites und Brot so attraktiv macht, ins Visier. Tatsächlich halten sich Pommes und frittierte Fische im Teigmantel nur über die kurze Dauer eines Essens knusprig, wenn durch das Frittieren ein stabiler Mantel gebildet wird, der die Feuchtigkeit im Innern am Austreten hindert. Wie jede Hausfrau weiss, ist das gar nicht so einfach. Für die professionellen Köchinnen und Köche werden nun die Anforderungen noch mehr in die Höhe geschraubt. Schlabbrige Pommes gehen gar nicht!

Da Liebe durch den Magen geht, wird der Zerfallsprozess der EU durch die neuen Vorschriften beschleunigt: Die Briten sind froh, dass der Brexit ihnen ihre *fish and chips* erhalten wird, die Franzosen werden sich durchmogeln, damit sie weiterhin dreimal täglich frische, knusprige Baguettes beim *boulangier* holen können, die Schweizer Behörden werden sich eine freiwillige Übernahme der EU-Richtlinien gut überlegen müssen. Sonst könnte sich zum Röstigraben auch noch ein Röstiflächenbrand über das Land legen. Die Eidgenossenschaft soll ein Eldorado der Knusprigkeit bleiben in einem Europa der schlaffen Pommes und Brötchen!

# Ihre Augen sind unergründlich

Ihre Nacktheit nennt sie Kunst, «#MeToo» ist für sie kunstfeindliche Hysterie:  
Ein Hausbesuch bei der Schweizer Aktionskünstlerin Milo Moiré.  
Von Matthias Matussek und Stefan Finger (Bild)

Da die Welt an diesem Tag stündlich auf den Raketenangriff unter Donald Trumps Regie wartete, also auf den Vergeltungsschlag für den Giftgaseinsatz des syrischen Menschen-schlächters Assad, wäre das die wahrscheinlich normalste Gesprächseröffnung der Welt, dachte ich mir, als mich Milo Moirés Partner, der Fotograf Peter Palm, ins Studio hier in einem Düsseldorfer Hinterhof führte. Warum soll man mit Künstlern nicht über Tagespolitik reden, warum sollte ich Milo nicht fragen, ob sie glaubt, dass Trump Raketen sprechen lässt?

Und da steht sie dann auch schon vor mir, umwerfende 175 Zentimeter gross und vom schwarzen Pony und von den braungrünen Augen an abwärts – nackt.

«Also... ähm... wird es bei der Drohung bleiben, oder wird Trump tatsächlich...» Meine Augen suchen eisern Augenkontakt.

«Bei Donald Trump weiss man nie», antwortet Milo, «womöglich ist genau das seine Stärke.» Prima Antwort, finde ich, aber meine Konzentration schwächelt, denn da steht etwas im Raum zwischen uns, und das sind Milo Moirés Brüste.

## Atemberaubende Perfektion

Sie sind formidabel und schwer und von schönheitschirurgischer Perfektion, dazu die wohl dauererigierte Nippel, das muss jetzt irgendwie erst mal sacken, bevor wir auf den deutschen Beitrag zum Vergeltungsschlag gegen Syrien zu sprechen kommen und den bejammernswerten Zustand, in dem sich die deutsche «Armee», wenn man diesen Ausdruck überhaupt noch verwenden kann, befindet.

Aber vielleicht ist das Thema doch ein bisschen zu schräg und aus der Welt, in der wir uns hier im Studio befinden.

Wir setzen uns. Wir tragen beide unsere Arbeitskleidung. Ich Jeans und Sakko, sie nichts. Sie sitzt auf einem Lammfell. Ihre Augen sind unergründlich. Im Sinn von: farblich irgendwie unentschieden zwischen braun und grün, träumerisch, hinterhältig, machtbewusst, ironisch, belustigt, wach. An der Studiowand lehnt ein Schild mit der Aufschrift: «Respektiert uns! Wir sind kein Freiwild, selbst wenn wir nackt sind!!!» Sie hat dieses Schild zu eisigen Temperaturen nackt getragen, über die Domplatte in Köln, einige Tage nachdem es dort zu den Silvesterübergriffen durch Migranten kam – oder durch

«Geflüchtete», wie es der Sprachgebrauch vorschreibt, und sie setzte tatsächlich ihren Körper – der, um es noch einmal zu betonen: von atemberaubender Perfektion ist und mittlerweile auf Kalenderblättern käuflich zu erwerben ist – als Waffe ein.

Der Auflauf der Presse- und der TV-Reporter war beträchtlich. Die ARD-Sendung «TTT – Titel, Thesen, Temperamente» hat ein Interview mit ihr produziert, «aber sie haben es nicht gebracht». Warum? «Weil ich nicht der Meinung war, dass dieses aggressive Verhalten Frauen gegenüber tolerierbar sei, und auch die Verharmlosung ablehnte, dass es ja schliesslich auch Deutsche gebe und dass so was auf jedem Oktoberfest vorkomme.» Nun ist es mit den Medien in Deutschland ja so, dass sie nicht lügen, sondern eben nur das senden, was ihnen beziehungsweise dem Redaktor/Reporter gerade in den Kram passt, während das andere unter den Tisch fällt, aber Milo war doch sehr enttäuscht.

Zudem war es saukalt, da rumzustehen.

Partner Palm verabschiedet sich jetzt, er muss noch Dinge erledigen, wir sind also allein, Milo und ich, sie auf einem Lammfell,

## Wir setzen uns. Wir tragen beide unsere Arbeitskleidung. Ich Jeans und Sakko, sie nichts.

offenbar hat Palm grenzenloses Vertrauen in seine Partnerin, mit der er seit dreizehn Jahren liiert ist, denn es kann ihm ja kaum entgangen sein, dass ich von Natur aus mit beträchtlicher erotischer Anziehungskraft gesegnet bin und gleichzeitig zu schwerhüftig, um mich einer plötzlichen sexuellen Attacke erwehren zu können.

Aber Milo ist ein Profi, sie hat schon unzählige Interviews gegeben, die alle ohne Zwischenfälle abliefen (wobei männliche Sexbomben wie ich wohl kaum darunter gewesen sein dürften).

Nachdem Trump und die Russen abgehakt sind – worüber reden? Steve Martin meinte einmal in grauer Vorzeit, man könne einer Schauspielerin eigentlich nur zwei Fragen stellen.

Erstens: «Was ist es für ein Gefühl, so grosse Brüste zu haben?» Zweitens: «Was machen Ihre grossen Brüste als Nächstes?»

Allerdings war das ein Witz lange vor «me too»-Zeiten, also reden wir über das Thema,

das in diesen Tagen alle beschäftigt, die sich nicht für den Syrien-Krieg interessieren, nämlich Nacktheit und Männertäter und weibliche Wehrlosigkeit und «me too».

Konzeptkünstlerin Moiré ist da sehr eindeutig. Sie hält diese ganze Sache für kunstfeindlichen hysterischen Affenkram. «Ich habe nicht die geringste Lust, in dieser Empörungsgesellschaft mitzumischen.» Wo kommen wir hin, wenn Künstler wie Kevin Spacey aus Filmen herausgeschnitten werden, weil sie sich vor Jahren einmal danebenbenommen haben? Soll die Kunst leiden, wenn der Künstler unmoralisch ist? Was soll diese neue Prüderie?

«Selbstverständlich müssen Straftaten geahndet werden», sagt Milo, «selbstverständlich ist Vergewaltigung ein widerliches Verbrechen – aber ein kollegialer Klaps auf den Po ist es eben nicht.»

## Diskurs-Gulasch

Puh. Klingt durchaus vernünftig. Einer meiner Freunde, ein hohes Tier, ist gerade wegen eines solchen Klapses gefeuert worden. Mir fällt die Szene aus «Spiel mir das Lied vom Tod» ein, wo der alte Cheyenne Claudia Cardinale den Rat gibt, dass sie den in der Sonne schuftenden Schwellenarbeitern, wenn sie ihnen Wasser bringt, ruhig mal den einen oder anderen Pfiff oder Klaps erlauben solle – «Lass sie, sie haben ja sonst nichts» –, und Claudia Cardinale wäre nicht die unvergessene Göttin CC, wenn sie das nicht sofort einsehen würde.

Und wie sie dann die Eimer Wasser vom Brunnen durch die Reihen der schwitzenden und schuftenden Männer trägt, mit Wespentaille und Décolleté, genau wie die Kinogöttin, die sie ist – was für ein grosser Moment.

Wo waren wir stehengeblieben?

Ach ja, Milos Nacktheit. Sie verschwindet, sie löst sich auf während unseres Gesprächs. Wir sprechen über ihren Beruf. Sie trägt ihre nackte Haut zu Markte und nennt es Aktionskunst.

Für sie bedeutet Nacktheit ein Höchstmass an Freiheit. Ein Aufstand gegen Reglementierungen und Gewohnheiten. Wobei jetzt Nacktheit, so weit meine Meinung, nicht unbedingt noch als Tabubruch gelten dürfe in diesem Ozean aus Nacktheit, dessen Wellen von Werbesäulen und Kinoreklamen und aus dem Internet über uns zusammenschlagen, ja, eigentlich ist Nacktheit die Normalnull, und alles andere... Aber da fällt sie mir ins Wort. Hat sie da recht? Es gibt ein enormes



*Francis Bacon und Edvard Munch inspirierten sie:* Milo Moiré, 35, in ihrem Atelier in Düsseldorf.



*Natürlich musste sie dafür nackt sein:* Autor Matthias Matussek, Milo Moiré.

Verwirrspiel um Sex und Kunst und Nacktheit, die das Thema «me too» umspielen, so viel ist mal sicher.

Da wird ein Balthus-Gemälde in die Verbannung geschickt, weil es ein junges Mädchen halbnackt zeigt, gleichzeitig ist Emily Witts «Future Sex» ein Bestseller, denn offenbar ist nichts so wichtig wie Sex.

Ausser dem Kampf gegen Donald Trump selbstverständlich!

Dem Emily Witt trotz der angeblichen Affären vorwirft, eine «hetero-familiale Heile-Welt-Fantasie» zu propagieren, die natürlich einhergeht mit «Gier, Rassismus, Frauenfeindlichkeit, religiöser Intoleranz, Verlogenheit, Fremdenfeindlichkeit, Homophobie, Kriegstreiberei und Verachtung der Armen».

Das ist das Diskurs-Gulasch, mit dem wir uns herumschlagen müssen, teils unverdau-

lich, teils Mainstream, und mittendrin unsere Milo Moiré, die dadurch Aufsehen erregte, dass sie immer am Rande von grossen Kunstmessen nackt auftrat und ihre eigenen Aktionen durchzog.

Eine davon hiess «The Script System 2», zu der sie sich durch die Skripttheorie der kognitiven Psychologie inspirieren liess, mit deren Versuch, eingeübte Verhaltensweisen (Skripte) zu durchbrechen.

Natürlich musste sie dafür nackt sein, im Tram zur Art Basel. Dort, wo andere einen BH tragen, schrieb sie «bra» (BH), und dort, wo das Höschen sitzt, schrieb sie «slip», was der Messeaufsicht eindeutig zu dürftig war.

In einer weiteren Aktion presste sie mit Farbe gefüllte Eier aus ihrer Vagina auf eine Leinwand, um den Geburtsprozess von Kunst auf diese Art anschaulich und ansehnlich zu machen.

2015 wurde sie in Paris vor dem Eiffelturm kurzzeitig verhaftet, und zwar wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, wobei als Ärgernis ausgerechnet in Paris, der Stadt der Liebe, die Nacktheit von Milo Moiré galt, die Passanten einlud, Selfies mit ihr zu machen. Damit, so die Künstlerin, wollte sie, was sonst, das Bewusstsein für unsere Selfie-Kultur schärfen.

#### «Ceci n'est pas une femme nue»

Eine weitere Aktion brachte ihr erneut eine Verhaftung ein: Auf dem Trafalgar Square in London liess sie sich in der Aktion «Mirror Box» dreissig Sekunden lang von Passanten ihr Genital befummeln, selbstverständlich

#### In einer weiteren Aktion presste sie mit Farbe gefüllte Eier aus ihrer Vagina auf eine Leinwand.

erst nach gründlicher antiseptischer Reinigung – das alles eine Art Neuinszenierung des «Tap and Touch Cinema» der Aktionskünstlerin Valie Export, die damit 1968 Furore gemacht hatte.

Eine für Milo bedeutsame Jahreszahl, dieses 1968 – denn in diesem Jahr flüchtete Milos Vater aus Prag vor den russischen Panzern, die den Frühling beendeten, in die Schweiz, wo er später dann Milos Mutter, eine Spanierin und Flamencokünstlerin, kennenlernte.

Eigentlich wollte sie Malerin werden, Francis Bacon und Edvard Munch inspirierten sie – und tatsächlich hängt da eine Blaustift-Zeichnung aus frühen Tagen, die entfernt an Munchs «Der Schrei» erinnert – bis sie ein Interview mit Marina Abramovic im Radio hörte und beschloss, eigene Aktionen zu entwickeln.

Während wir reden, ist Milo mit Schablonen beschäftigt, die in ihrer nächsten Aktion zum Einsatz kommen sollen – an der Art Cologne, die ein paar Tage später stattfinden wird. Wieder eine Guerilla-Aktion. Es sind die Wörter «Ceci n'est pas une femme nue», die ihr Partner ihr auf den nackten Körper spraysen wird, um damit einen anderen Klassiker der Moderne zu zitieren, Magrittes Bildnis einer Pfeife mit den Wörtern «Dies ist keine Pfeife».

Noch tastet sie herum, diese Milo Moiré, in diesem Niemandland zwischen Pornografie und gezieltem Skandal und Kunst, gleichzeitig rührend ernst und pffiffig, und zwischendurch lässt sie sich auch mal im «Promi Big Brother»-Container einsperren, aus dem sie immerhin als Zweite hervorgeht, eine kluge, eine schöne und auf alle Fälle willensstarke Frau, die auf ihre Weise an der «me too»-Kampagne teilnimmt, und was Donald Trump angeht – selbst da hat sie recht behalten! ○

# Nichts ist unsozialer als sozialer Wohnungsbau

Es gilt: Für wenige statt für alle. Von Christoph Mörgele

Die rot-grün regierten Städte schreiten unaufhaltsam voran. Schon heute gilt in Zürich ein Viertel des Wohnraums als «gemeinnützig». Ziel bis 2050 ist – so schreibt die Gemeindeordnung vor – ein Drittel. Besser wäre für die Linken die Hälfte. Oder am besten gleich 100 Prozent. Obere Einkommensgrenze bildet ein Jahresverdienst von 230 000 Franken. Damit sich auch SP-Hochschulprofessoren, SP-Gerichtspräsidenten und SP-Amtsdirektoren an einer subventionierten Wohnung erfreuen können. Im Seefeld-Quartier entstehen an teuerster Lage wenige Meter neben dem See viele, sehr viele Sozialwohnungen. Auf dem freien Markt würde jede einzelne für mehrere Millionen verkauft. Der in Zürich herrschende Zuteilungsfeudalismus wird dafür sorgen, dass garantiert die rechten linken Mieter einziehen.

Die Wohnbauförderung wird mittlerweile auch den Privaten aufgezwungen. Ein neues Stadion darf in Zürich nur gebaut werden, wenn gleichzeitig 166 «gemeinnützige» Wohnungen entstehen. Im Kanton gilt seit 2014 der



Seeblick für alle? Hornbach-Siedlung in Zürich.

Grundsatz, dass die Gemeinden von privaten Bauherren einen bestimmten Prozentsatz an günstigen Wohnungen verlangen müssen. Die verfassungsmässige Eigentumsgarantie wird ausgehebelt.

Der Trend in Richtung «Kostenmiete» scheint mehrheitsfähig: Die Vermieter sollen nur noch so viel verlangen, dass ihre Kosten gedeckt sind. Ungeachtet der verheerenden Folgen, gerade für die Mieter. Wenn sich das Investieren, Bauen und Renovieren nicht mehr lohnt, gibt es nicht mehr genügend Wohnraum zu angemessenen Preisen. Was angeblich den Mietern zugutekommen soll, schadet ihnen. Nur wenn es den Vermietern gutgeht, geht es auch den Mietern gut. Der linke Raubzug auf das Privateigentum schadet allen.

## Wenige Begünstigte

Wenn sich eine Gemeinde mit 3000 Haushaltungen entschliesst, siebzig Sozialwohnungen zu bauen, profitieren zwar diese siebzig Begünstigten. Nur: Wo diese wenigen privilegiert werden, werden alle andern diskriminiert. Nach den Gesetzen der Marktwirtschaft verteuert sich damit der beschränkt vorhandene Grund und Boden für die andern 2930 Haushaltungen – sie alle müssen deswegen tendenziell mehr bezahlen. Sozial heisst eigentlich «der Gemeinschaft dienend». Demnach gibt es nichts Asozialeres als den sozialen Wohnungsbau. Die SP-Parole «Für alle statt für wenige» entpuppt sich als Wählertäuschung der zynischen Art. Denn im sozialen Wohnungsbau gilt der Grundsatz: Für wenige statt für alle. ○

Peter Paul Rubens, «Porträt der Clara Serena Rubens», um 1616  
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna



VALUES WORTH SHARING

«Qualität ist uns wichtig.  
Wir haben unseren ersten  
Rubens 1643 gekauft.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private  
Banking



Wie ein böser Fluch: ehemaliger guatemaltekkischer Polizeichef Erwin Sperisen (M.) mit Gattin Elisabeth und Anwalt Giorgio Campa.

## Irgendwie, irgendwer, irgendwo

Kurz vor der Neuauflage des Prozesses gegen Erwin Sperisen in Genf wollte Staatsanwalt Yves Bertossa seine Anklage ändern. Das Manöver ist symptomatisch für ein Verfahren, bei dem nie klar war, was dem Angeklagten konkret vorgeworfen wird. Diesmal scheiterte Bertossa. Eine Zwischenbilanz. *Von Alex Baur*

Zwölf Jahre sind ins Land gegangen, seit im fernen Guatemala bei einer Grossrazzia im Gefängnis El Pavón sieben Häftlinge erschossen wurden. Bald sechs Jahre sind vergangen, seit der damalige politische Chef der Policía Nacional Civil von Guatemala in Genf deshalb verhaftet wurde. Vor über vier Jahren erhob Staatsanwalt Yves Bertossa eine Anklage wegen zehnfachen Mordes. Schon vor dem Massaker in El Pavón soll Sperisen im Zuge «sozialer Säuberungen» die Exekution dreier Gangster angeordnet haben, die aus dem Gefängnis El Infiernito ausgebrochen waren.

Mit dem Fall Sperisen wollte der Genfer Staatsanwalt Bertossa in enger Zusammenarbeit mit der NGO Trial ein Fanal setzen: Kein politisches Verbrechen, wo immer auf der Welt es begangen wurde, sollte ungesühnt bleiben. Fünf Jahre lang sah es so aus, als ob es gelingen könnte. Fünf lange Jahre sass Erwin Sperisen in Genf in Isolationshaft. Doch im letzten Som-

mer rügte das Bundesgericht zahlreiche Verfahrensmängel – Verletzung des Anklageprinzips, Willkür, Missachtung von Verteidigerrechten – und liess den Traum des Genfer Weltgerichtes platzen. Sperisen kam frei. Seither ist die Genfer Justiz darum bemüht, Trümmer aufzuräumen und den Schaden zu begrenzen.

Nicht mehr in Ketten und durch die Hintertür, sondern als freier Mann durch das Haupt-

---

**Die scharfe Tonlage, die bisweilen an die Inquisition gemahnte, ist einer Ernüchterung gewichen.**

---

portal betrat Erwin Sperisen am letzten Montag den altehrwürdigen Palais de Justice in der Genfer Altstadt. Die scharfe Tonlage der früheren Prozesse, die bisweilen an die heilige Inquisition gemahnte, ist einer doch merklichen Ernüchterung gewichen. Mit einem freundlichen

Lächeln ermunterte die Gerichtspräsidentin den Angeklagten – neuerdings stehen ihm gleich zwei Übersetzer zur Seite, obwohl er inzwischen leidlich Französisch spricht –, seine Sicht der Dinge einzubringen.

**Jäger wurden zu Gejagten**

Doch jetzt, wo man ihm zuhören will, mag Erwin Sperisen nicht mehr reden. Fünf Jahre lang habe er jede Frage beantwortet, sagt er, dieselbe Geschichte in zahlreichen Einvernahmen immer und immer wieder erzählt. Er habe den Eindruck gehabt, dass jede seiner Aussagen in ihr Gegenteil verdreht wurde. Das Vertrauen sei ihm nach fünf Jahren in der Isolationszelle abhandengekommen. Man wird es ihm nicht verübeln können, zumal er ein Recht beansprucht, das jedem Angeklagten zusteht.

Die einstigen Jäger sind längst zu Gejagten geworden. Es sind die Verteidiger, die nun

anklagen und eine Million Franken für die unschuldig erlittene Untersuchungshaft fordern, zuzüglich 300 000 Franken Schmerzensgeld für Sperisens Frau und die drei minderjährigen Kinder. Ihr Antrag, zwei operationelle Leiter des Polizeieinsatzes von El Pavón einzuvernehmen, wurde vom Gericht zwar, wie schon in früheren Verfahren, abgeschmettert. Doch allein die Tatsache, dass die Polizeioffiziere, die effektiv am Tatort waren, bislang nie befragt wurden, lässt tief blicken. Was nicht zum vermeintlichen Mordkomplott passte, blieb in den früheren Verfahren aussen vor.

Abgeschmettert hat das Gericht indes auch den wenige Tage vor der Neuverhandlung eingereichten Antrag von Staatsanwalt Yves Bertossa, seine Anklage abzuändern. Das ist geradezu symptomatisch für dieses Verfahren: Die Vorwürfe der Anklage änderten über die Jahre immer wieder. Fiel eine Variante in sich zusammen, konstruierte man flugs eine neue.

Im ersten Prozess wurde Erwin Sperisen verurteilt, weil er in El Pavón eigenhändig Häftlinge erschossen haben soll. Da diese Version jeder Evidenz spottete – sie war weder mit den fotografierten Schussverletzungen noch mit dem zeitlichen Ablauf in Einklang zu bringen –, warf man Sperisen in zweiter Instanz eine angebliche Passivität vor. Sperisen hätte demnach den operationellen Chef der Polizei und den Vollzugschef bei einem Mordkomplott gewähren lassen, den diese im Auftrag des Innenministers ausgeheckt und vollzogen haben sollen. Nur wurden sämtliche dieser angeblichen Verschwörer in Spanien, Österreich und Guatemala freigesprochen.

### Verschwörung in drei Versionen

Wie das Bundesgericht inzwischen festgehalten hat, kann sich die Genfer Justiz nicht einfach über die Freisprüche hinwegsetzen. Der Staatsanwalt zauberte deshalb eine neue, dritte Version aus dem Hut: Erwin Sperisen soll als politischer Chef der Polizei seine Garantspflicht verletzt und die Morde – wer auch immer sie zu verantworten hat – durch «Unterlassung» ermöglicht haben. Die Anklage versinkt damit definitiv im Sumpf der Beliebigkeit: Irgendwann muss Sperisen irgendwen bei irgendeinem Mordplan irgendwie gedeckt haben. Das war dem Gericht dann doch zu viel des Ungefähren.

Der zweite Verhandlungstag führte mitten ins Elend, das über dem ganzen Prozess lastet wie ein böser Fluch. Befragt wurden die beiden spanischen Polizisten Luis Modrego und Fernando Toledo, die als Mitglieder der internationalen Untersuchungskommission Cicig in Guatemala für Recht und Ordnung sorgen sollten. Modrego sprach von zwei paramilitärischen Einheiten, einer Art Parallelpolizei, die notabene dem freigesprochenen Innenminister unterstellt waren und die seiner Meinung nach für die Exekutionen verantwort-



*Sumpf der Beliebigkeit:* Trial-Chef Grant.



*Antrag abgeschmettert:* Staatsanwalt Bertossa.

lich waren. Polizeichef Sperisen wäre demnach beim Mordkomplott gar nicht direkt beteiligt. Es gibt auch keinen direkten Zeugen, der dies behaupten würde, doch Luis Modrego erscheint es «einfach logisch», dass der politische Chef involviert war.

Die Gerichtspräsidentin ermahnte die Verteidiger mehrmals, die spanischen Ermittler nicht nach ihrer subjektiven Meinung zu fragen. Doch mehr als ihre Meinung konnten sie gar nicht kundtun. Nichts ist überprüfbar. Wir wissen nicht, wer die Kronzeugen selektionierte, die Modrego von irgendwem «zugeführt» («enviado») bekam (was das Gericht fälschlicherweise mit «von ihm ermittelt wurden» übersetzte). Wir kennen nicht einmal die Namen der Kronzeugen, die der Spanier «in Bars und Restaurants» befragt haben will. Wir wissen nicht, was sie genau sagten und zu welchem Preis. Klar ist inzwischen nur: Gratis sagte keiner aus. Wer die Regierung belastete, wurde mit Haftverschonung und grosszügigen Zeugenschutzprogrammen belohnt. Diese Deals waren so geheim, dass es sie offiziell nicht gab. Im Verlaufe des Verfahrens wurde allerdings klar, dass die ganze Untersuchung auf solchen Kronzeugenregelungen basiert. Das ist in Anbetracht der in Guatemala herrschenden Gesetzlosigkeit zwar nachvollziehbar, impliziert aber

a priori, dass Sperisen schuldig ist. Der perfekte Zirkelschluss.

Geradezu vernichtend waren die Aussagen des zweiten Polizisten, Fernando Toledo – und zwar für Staatsanwalt Bertossa, der die beiden Spanier als Zeugen der Anklage vorgeladen hatte. Nachdem das Bundesgericht einen zweiten Zeugen bereits ausgeschlossen hatte, war Toledo der einzige, der noch etwas zu den drei getöteten Häftlingen von El Infiernito hätte sagen können. Die Beweislage ist in diesem Fall noch dürftiger als im Fall El Pavón. Während die erste Instanz zu einem Freispruch gelangt war, befand die Berufungsinstanz, dass Erwin Sperisen bei der Folterung und Tötung der drei Häftlinge sogar persönlich mit Hand angelegt habe. Letzterer Vorwurf fällt nach dem Verdikt des Bundesgerichtes ohnehin aussen Betracht.

Anders als Toledo noch vor drei Jahren in einer Einvernahme gegenüber Bertossa behauptete, will der Fahnder heute gar nicht mehr mit den Ermittlungen im Fall El Infiernito zu tun gehabt haben. Diese habe ein Leutnant namens Jesús Fernández geführt, der aber nie befragt wurde. Was er selber damals in Genf zu Protokoll gegeben habe, seien bloss Informationen «gemäss Hörensagen» gewesen. Doch nicht einmal daran will sich Toledo heute noch erinnern. Und das mit gutem Grund: Ihm selber droht nun ein Strafverfahren wegen falschen Zeugnisses. Sperisens Verteidiger hatten nämlich ein Protokoll gefunden aus einem Parallelverfahren bei der Audiencia Nacional in Madrid, wo Fernando Toledo vor einem Jahr eingeräumt hatte, dass er nie in die Untersuchung um El Infiernito involviert gewesen war.

Ein Telefonat zwischen dem angeblichen capo eines Todesschwadrons und Sperisen war das einzige Indiz, das im Fall El Infiernito noch vorlag. Wie Toledo gegenüber der zusehends ungehaltenen Gerichtspräsidentin nach einigem Hin und Her einräumte, hatte er die ominöse Anrufliste, auf der das Telefonat aus dem Jahr 2005 angeblich dokumentiert war, «physisch» nie gesehen. Ein Bekannter von der Telefongesellschaft Telefonica soll für ihn die Liste – fünf Jahre nach dem Telefonat notabene – im Computersystem entdeckt haben. Aus «reiner Neugierde» habe er ihn um diesen Gefallen gebeten. Abgesehen davon, dass es gar nicht die Rufnummer des capo gewesen sei, sondern die eines Kollegen von diesem, passte sie nicht zu Telefonica, sondern zu Tico, der Konkurrenz. Seines Wissens habe man die Spur nicht weiter verfolgt.

Das ist es, was von der Anklage wegen zehnfachen Mordes nach all den Jahren übrig bleibt. Mit dem Zeugen Fernando Toledo wurde die Beweisaufnahme am Dienstagabend abgeschlossen. Bei Redaktionsschluss standen die Plädoyers der Parteien und das Urteil noch aus. Vor Prognosen sei gewarnt. Die Genfer Justiz ist immer für eine Überraschung gut. ○

# Kann man damit zum Mond fliegen?

Für Schlagzeilen sorgte ihre Geschlechtsumwandlung: Beat Knecht ist seit 2012 Bea Knecht. Heute schlägt die Zattoo-Chefin eine Brücke zwischen Zürich und dem Silicon Valley. Sie hat ehrgeizige Zukunftspläne. Von Florian Schwab und Nathan Beck (Bild)

Die Schweizer Telekombranche ist in Aufruhr. Mit seinem neuen Glasfaserangebot setzt Salt neue Massstäbe: Privatkunden können zehnmal schneller im Internet surfen als mit den Glasfaseranschlüssen der Konkurrenz. Flankiert bei der grossen Attacke wird Salt von einem anderen jungen Wilden aus der Schweizer Internetwelt: Der Streaming-Dienst Zattoo ist der technische Partner von Salt für das Fernsehen.

Das Unternehmen ist darauf spezialisiert, TV in Echtzeit ins Internet zu übertragen (Streaming). 2006 betrat es unter grösster Medienaufmerksamkeit den Schweizer Markt. In der Zwischenzeit ist es medial etwas ruhiger geworden rund um Zattoo. Für die grössten Schlagzeilen sorgte die Geschlechtsumwandlung des Gründers: Beat Knecht ist seit 2012 Bea Knecht.

Dabei tritt Knechts unternehmerische Leistung schon fast etwas in den Hintergrund. Zu Unrecht. Denn Zattoo ist vermutlich das einzige Schweizer Hightech-Unternehmen, dessen Wurzeln in die Pionierzeit des Silicon Valley zurückreichen. Ende der achziger Jahre studierte Bea Knecht Informatik an der University of California, Berkeley. Einer ihrer damaligen Studienkollegen sollte später der Ideengeber von Zattoo werden: der indonesischstämmige Sugih Jamin, später Informatikprofessor an der University of Michigan in Ann Arbor.

## Klappvelo in Altstetten

Wir treffen die Firmengründerin bei Zattoo in Zürich. Das Unternehmen ist in einem Bürogebäude in Altstetten eingemietet. Vor dem Eingang steht ein Klappvelo. Wie sich herausstellt, handelt es sich um den fahrbaren Untersatz von Bea Knecht. Mit Fahrrad oder ÖV legt sie, je nach Wetter, die dreissig Kilometer von ihrem Wohnort an den Schwyzer Gestaden des Zürichsees nach Altstetten zurück.

Die Zattoo-Gründerin spricht langsam und überlegt. In ihren Ausführungen wechselt sich der Tech-Jargon der Computerwissenschaftlerin mit farbenfrohen, lebendigen Gleichnissen ab, die auf vielseitige kulturelle Interessen schliessen lassen. So erklärt sie beispielsweise die Partnerschaft zwischen ihrer Firma und Salt: Die Marken seien wesensverwandt, «jung, hip und aspirational», aber verströmten im Auftritt «eine beinahe Zen-artige Ruhe».

Das Unternehmertum liegt in der Familie. Beas Vater Walter Knecht (1919–2008) – Leitspruch: «Mehr sein als scheinen» – hatte in Windisch AG den von seinem Vater übernommenen

Fuhrpark zu einer der wichtigsten Reiseagenturen des Landes gemacht. Auch dank den Akquisitionen von Eurobus und Welti-Furrer schreibt das Unternehmen dreistellige Millionenumsätze. Heute ist Beas Bruder Thomas Knecht, der lange als Chef von McKinsey Schweiz amtierte, Präsident des Familienunternehmens.

Bea Knecht zog es 1986 ins Silicon Valley. Damals steckte das Studienfach Informatik an der ETH Zürich noch in den Kinderschuhen. Also überzeugte die technologisch interessierte Bea Knecht ihre Eltern davon, dass ein Studium in den USA schneller und effizienter zum Ziel führen würde. An der Universität Berkeley wurde damals die Generation von Internet-Gurus ausgebildet, welche das Silicon Valley zu einem Vulkan der digitalen Innovation machen sollten. Etwas früher waren aus diesen Kreisen Firmen wie Apple oder Intel hervorgegangen. «An der Uni waren wir damals der technologischen Entwicklung beim Konsumenten zehn Jahre voraus», erinnert sich Bea Knecht.

Nach ihrem Bachelor-Abschluss arbeitete sie in der Systemtechnik der UBS. Es folgte ein MBA am Weiterbildungsinstitut IMD Lausanne. Bea Knecht stieg bei McKinsey in Zürich und Palo Alto in den Rang eines Associate Prin-

---

«Es funktioniert nicht, wenn immer jemand absichtlich dagegen *ginggt*.»

---

cipal auf. Danach entwickelte sie Produkte im Auftrag des Softwareherstellers SAP und war Vizepräsidentin der Marketingabteilung bei der Softwarefirma Lunixcare in San Francisco.

Dreimal kontaktierte sie ihr Studienkollege Sugih Jamin mit Geschäftsideen. Ende der neunziger Jahre sah er eine grosse Zukunft für das sogenannte Multiplayer-Gaming heraufziehen, also das gemeinsame Spielen von Computerspielen über ein Netzwerk. Ein paar Jahre später war er sich sicher, dass ortsabhängige Dienste für Mobiltelefone über GPS das nächste «grosse Ding» sein würden. Aufgrund ihrer anderen beruflichen Verpflichtungen sagte Bea Knecht zweimal ab. Und sah zu, wie die beiden vorhergesagten Trends zur Grundlage traumhafter Start-up-Erfolgsgeschichten wurden.

2005 – es war das Jahr, als Youtube live ging – meldete sich Jamin ein drittes Mal. Die Idee: «Live-Retransmission von Videos». Also die Übertragung bewegter Live-Bilder im Inter-

net. Bea Knecht wusste: «Ein viertes Mal wird mich Jamin wohl kaum kontaktieren», und schlug ein.

Zattoo (japanisch für «grosse Menschenmenge») wurde noch im gleichen Jahr in Ann Arbor, Michigan, offiziell gegründet. In den folgenden Jahren entwickelten Knecht und Jamin gemeinsam mit Studenten eine revolutionäre Technologie zur Video-Live-Übertragung. Die Unternehmensgründung wurde in Silicon-Valley-Manier aufgezogen: Bea Knecht finanzierte die Anfangsphase, doch dann sollte Zattoo mit Hilfe von Risikokapitalgebern möglichst rasch und möglichst global den Markt für TV-Liveübertragung im Internet besetzen. Idealerweise mit einem der Internetgiganten als Paten. Immerhin kaufte Google im Oktober 2006 die noch nicht einmal zweijährige Video-Sharing-Plattform Youtube für rund 1,65 Milliarden Dollar.

«Das Problem», sagt Knecht, sei gewesen, «dass damals Live-TV im Silicon Valley keine Priorität hatte». «Erst später wollten Google und Apple in den Markt eintreten.» Also musste Zattoo nicht nur die Technologie bauen und die Sender-Lizenzierung lösen, sondern gleich auch noch beweisen, dass es einen «Business Case» für Gratis-TV im Internet gibt. Zum Testmarkt wurde die Schweiz auserkoren, «weil Zattoo hier rechtlich einwandfrei TV-Sender live ins Internet weiterleiten konnte». Mitte 2006 bezog Knecht ein Büro in Zürich, damals noch in der Nähe Bahnhofstrasse. Die Feuertaufe folgte sogleich: Im Juni 2006, pünktlich zur Fussball-Weltmeisterschaft in Deutschland, startete Zattoo als Gratis-Streaming-Angebot mit rund vierzig Sendern in der Schweiz.

Manche der damaligen Pressekommentare lesen sich aus heutiger Sicht wie aus einer anderen Zeit. «Wollen Nutzer tatsächlich am Monitor fernsehen und gleichzeitig nebenbei im Netz surfen?», fragte die *NZZ am Sonntag*. «Wahre Fernseh-Fans» seien sich sicher, «dass der echte Fernseh-Genuss nur dann entsteht, wenn man denkfaul auf der Couch lümmeln kann».

Zwölf Jahre später ist die Verschmelzung der Technologien bereits so weit vorangeschritten, dass viele jüngere Zuschauer gar keinen Fernsehapparat mehr haben. Wenn überhaupt, dann schauen sie auf ihrem Laptop, Tablet oder gar auf dem Smartphone fern. Eine Entwicklung, die Zattoo in die Hände spielt. Trotzdem sieht das Unternehmen heute aus wie ein Bonsai im globalen TV-Markt.



*Sie macht den Fernseher überflüssig:* Streaming-Queen Knecht.

Zwischen 2005 und 2008 war Zattoo der Konkurrenz technologisch um mehrere Jahre voraus. Doch dann folgte die Finanzkrise. Der Firma gelang es nicht, Ersatz für einen ausfallenden Ankerinvestor zu finden. «Ein Interessent war Opfer von Bernie Madoff geworden, einem anderen setzten einbrechende Aluminiumpreise zu.» Am Ende musste Knecht selber einspringen und Zattoo mit frischem Geld versorgen. Sie reduzierte das Unternehmen von rund sechzig auf siebzehn Mitarbeiter. Auch kam es zur Trennung von Jamin, den Knecht heute als «genial», aber als

«Imperator» bezeichnet. Der grosse Traum von der weiten Welt, er war fürs Erste ausgeübt.

In der Schweiz, erklärt Bea Knecht, sei ihre Firma seit 2010 profitabel unterwegs. Knapp eine Million Kunden wähle sich hierzulande jeden Monat bei Zattoo ein, um über das Internet fernzusehen; in Deutschland sind es noch mal so viele. Zum Vergleich: Swisscom TV hat knapp 1,2 Millionen Anschlüsse. Zattoo beschäftigt 130 Mitarbeiter und finanziert sich je zu einem Drittel aus Werbeeinnahmen, Premium-Abos und Lizenzverkäufen im «Busi-

ness-to-Business»-Geschäft. Die Schweizer Erträge fließen gut und zuverlässig. Zwischen 2015 und 2017 hat Zattoo rund 20 Millionen Franken in das weitere Wachstum gesteckt. Unter anderem konnte jahrelang in den deutschen Markt investiert werden, wo das Unternehmen aber mit hohen Kosten kämpft.

Im Ausland bereiten hauptsächlich die Weiterleitungsrechte für die Sender Schwierigkeiten. In Deutschland, sagt Knecht, zahle man als Anbieter von Internet-Streaming etwa zehnmal so viel wie ein Kabelanbieter für das Weiterleiten der Sender von RTL und Pro Sieben Sat 1 in Standardauflösung. Anders als in der Schweiz fehle ein einheitlicher Tarif, was aufreibende Verhandlungen mit jedem einzelnen Sender erfordere.

Zudem sei der Fernsehmarkt in jedem Land politisiert. Nicht nur spielten die unterschiedlichen Interessen privater und öffentlicher Sender herein – das Wettbewerbsrecht stehe teilweise einer engeren Zusammenarbeit im Wege. Häufig gehe es auch um Besitzstände, hauptsächlich im Bereich der Übertragungsrechte populärer Sportarten wie etwa Fussball. «Es ist wie bei diesem Spiel Jenga, wo man aus Holzklötzchen gemeinsam einen Turm aufbaut», sagt Knecht etwas resigniert, «es funktioniert nicht, wenn früher oder später immer jemand absichtlich dagegen *ginggt*.»

«Die Internationalisierung», sagt Knecht, «funktioniert beim TV nicht, weil das regional regulierte Märkte sind.» Am Anfang habe man diese politische Dimension unterschätzt. Also: Rückzug in die Schweiz und Splendid Isolation? «Nein», sagt Knecht, «wir wollen ein starkes, internationales Gewächs werden.» Aber nicht wie bisher vor allem im direkten Geschäft mit den Endkunden, sondern in Partnerschaften mit nationalen Anbietern, welche die Marktstrukturen vor Ort kennen. Namentlich den schwierigen deutschen Markt sieht sie als «regelrechtes Fitnesscenter für ein internationales Business-to-Business-Geschäft». In Deutschland seien etliche Verträge unterschriftsreif. Man habe sich hier mit Schweiß und Tränen eine «strategische Königsmacherposition erkämpft», um einen Internetprovider auf einen Schlag zum Marktführer beim Internet-TV zu machen.

Bea Knecht ist sich sicher, dass sich Zattoo als Rettungsanker für die unter Druck geratene TV-Branche eignet. Ähnlich wie bei den Zeitungen würden die Fernsehsender heute ihre Inhalte gratis im Internet verschleudern, ohne tragfähiges Geschäftsmodell. «Zattoo hat hier ein Rezept entwickelt, das erwiesenermassen funktioniert.» Anders als in der Anfangszeit arbeite ihre Firma heute auf einem Niveau, wo man sich als Partner vor grossen Firmen nicht verstecken müsse. «In den USA gilt als Massstab für die Betriebssicherheit: «Kann man damit zum Mond fliegen?»» Bei Zattoo laute die Antwort: «Ja.» ○



*Man spricht Englisch:* die beiden Präsidenten mit ihren Ehefrauen Brigitte Macron (l.) und Melania Trump, letztes Jahr in Paris.

## Ziemlich beste Freunde

**Sie könnten gegensätzlicher nicht sein: Donald Trump und Emmanuel Macron. Genauso verblüffend sind die Parallelen ihres ungewöhnlichen Weges zur Macht. Nächste Woche wird der Franzose in Washington empfangen. Von Jürg Altwegg**

Steve Bannon schwärmte von der Begeisterung, mit der Donald Trump über die Truppenparade am 14. Juli in Paris berichtete, der er als Ehrengast beigewohnt hatte. Sein Gastgeber freilich, Staatspräsident Emmanuel Macron, hatte bis dahin keine besondere Affinität zum Militär an den Tag gelegt.

Er, der als erster Präsident keinen Militärdienst geleistet hatte, stellte ausgerechnet am Vorabend des Nationalfeiertags General Pierre de Villiers, den obersten Befehlshaber der Streitkräfte, öffentlich in den Senkel. Das nahm ihm nicht nur die Armee übel; auch die Linke unterhält in Frankreich ein ungetrübtes Verhältnis zu den Streitkräften. Macron hatte die Wiedereinführung einer Dienstpflicht versprochen. Dem angesehenen de Villiers aber, der Einsparungen von 850 Millionen Euro öffentlich kritisiert hatte, blieb nur der Rücktritt.

Mit seinem Manöver setzte Macron auch gegenüber der Armee seinen Führungsanspruch

durch. Den amerikanischen Gast beeindruckte er mit militärischen Kenntnissen. Jede Einheit, alle Waffen und Symbole erläuterte Macron – wie Steve Bannon erzählte – seinem faszinierten Zuhörer.

Die Einladung an Trump war erfolgt, um an den Eintritt amerikanischer Truppen in den Ersten Weltkrieg zu erinnern. Die beiden Staatschefs tafelten mit ihren Gattinnen im Dreisternerrestaurant «Jules Verne» auf dem Eiffelturm, dessen Architekt auch die New Yorker Freiheitsstatue – ein Geschenk Frankreichs – gebaut hatte.

Trump, der nicht als Feinschmecker bekannt ist, wurde Seezunge und Rindsfilet serviert. Amerikas First Lady hatte sich vom Couturier Hervé Pierre in den Farben Frankreichs kleiden lassen: blauer Jupe, roter Gürtel, weiße Bluse. Begeistert kehrte Trump in die USA zurück und sagte seinen Mitarbeitern: «So eine Parade will ich auch haben.»

Schon beim ersten Treffen der beiden hatte es zwischen ihnen gefunkt. Ihr Handschlag beim Nato-Gipfel in Brüssel ging um die Welt. Der jüngste je gewählte französische Machthaber hatte dem ältesten aller amerikanischen Präsidenten auf Augenhöhe den ihm gebührenden Respekt abgenötigt. Beide sind als Quereinsteiger in die Politik und als absolute Aussen-seiter an die Macht gekommen. Keiner hatte sich je zuvor einer Wahl gestellt.

Die Frau von Macron könnte seine Mutter sein, Trumps dritte Gattin dessen Tochter. Bei der Wahl war jeweils eine Frau ihre Konkurrentin: Marine Le Pen und Hillary Clinton. Trump spielte sich als unverbesserlicher Macho auf, und er hatte Russland auf seiner Seite. Macron hingegen wurde von Moskaus Medien Homosexualität angedichtet.

In beiden Ländern ging es um einen Bruch zwischen Volk und Eliten, um die Verlierer und die Sieger der Globalisierung. Trump

versprach Protektionismus, die Rückkehr zu Isolationismus und «America first». Er steht für Forderungen, die in Frankreich Macrons linke und rechte Gegner vertraten.

Die Präsidentschaftswahlen waren ein Erdbeben in den USA, und auch in Frankreich veränderten sie die gesamte politische Landschaft. Beide Male erwies sich die Persönlichkeit der charismatischen Kandidaten als wichtiger denn die Parteien und Programme. Man muss den Ausgang in Paris auch als transatlantisches Nachbeben einordnen: Macron war die französische Antwort auf Trump, den Marine Le Pen verzweifelt für sich einzuspannen suchte. Doch ihre Kampagne mündete in einen finalen Amoklauf, ja politischen Suizid. Ein Slogan wie «Make America great again» ist

## Zu einer Annäherung kam es erst wieder unter Nicolas Sarkozy.

Macron keineswegs fremd – aber er weiss, dass Frankreich nur mit Europa wieder zu einer grossen Macht werden kann.

Der Abstieg des Landes geht auf den Zweiten Weltkrieg zurück. Frankreich verdrängte seine Vergangenheit, zu der auch die Befreiung durch die Alliierten 1944 gehörte. Die Franzosen hatten 1940 die bitterste Niederlage ihrer Geschichte erlebt. Später kollaborierte ihre Regierung zwar mit den Deutschen; dank de Gaulles Widerstand von London aus und wegen der späten Résistance im eigenen Land konnten sich die Franzosen dennoch als Sieger aufspielen.

Zum Kern der französischen Lebenslüge gehörte stets der Antiamerikanismus. Die Kommunisten erreichten 30 Prozent der Stimmen und hörten auf Moskau. Doch seinen Rang als Weltmacht hatte Frankreich verloren. Charles de Gaulle kompensierte den Niedergang mit dem «dritten Weg» zwischen den Blöcken. Er baute die Atombombe und verliess die Nato.

Unter dem Sozialisten François Mitterrand, der die Kommunisten in die Regierung holte und mit dem Kapitalismus zu brechen versprach, wurde die Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten auf dem Feld der Kultur geführt. Schon das Filmfestival von Cannes war 1946 als Antwort auf die Vorherrschaft Hollywoods gegründet worden. Mitterrands Kulturminister Jack Lang rief zum Kulturkampf gegen die «Coca-Kolonialisierung der Köpfe» auf.

Die «kulturelle Ausnahme» blieb eine Konstante der französischen Aussenpolitik, und vor ihrem neuerlichen Auszug aus der Unesco unter Trump waren die Amerikaner der Organisation nur wieder beigetreten, um die «Erklärung zur Vielfalt der Kulturen» zu Fall zu bringen. Zum Schutz ihrer Kultur wollen die Franzosen Zölle und Quoten. Sie sind das letzte Land in Europa mit einer eigenen funktionierenden Filmindustrie.

Mitterrands Nachfolger Jacques Chirac verkündete der entsetzten Welt die Rückkehr der Gaullisten an die Macht mit der Zündung einer Atombombe auf dem Mururoa-Atoll. Er profilierte sich als Anführer des internationalen Widerstands gegen den Einmarsch im Irak. In Amerika entstand gegenüber Frankreich eine feindliche Stimmung mit hysterischen Zügen. «French fries» wurden von den Speisekarten gestrichen, es gab Boykottaufrufe gegen französische Produkte.

Zu einer Annäherung kam es erst wieder unter Nicolas Sarkozy, der den Krieg gegen Saddam Hussein genauso befürwortete wie prominente Intellektuelle, die einst Marxisten waren und als «französische Neokonservative» Sarkozy im Wahlkampf unterstützt hatten.

Normalerweise verbringen französische Präsidenten ihren Urlaub daheim, doch Sarkozy reiste in den ersten Sommerferien nach seiner Wahl in die von George W. Bush regierten Vereinigten Staaten. Sarkozy führte Frankreich in die Nato zurück. Mit dem antitotalitären Intellektuellen Bernard-Henri Lévy als Einflüsterer verleitete er Hillary Clinton und Barack Obama zum Krieg auf Libyen und Gaddafi – Frankreich flog den ersten Bombenangriff.

## Frankreichs Rückkehr

Macron hatte mit dieser Aussenpolitik gebrochen und den Angriff auf Libyen zum Irrtum erklärt. Jetzt drängte er Washington zum Luftschlag gegen Syrien. Trump weiss, wen er anrufen muss in Europa, von dem Kissinger gespottet hatte, dass er seine Telefonnummer nicht kenne.

Erstmals seit Präsident Giscard d'Estaing wird im Elysée wieder Englisch gesprochen. Nächste Woche kommt es in Washington zum ersten Staatsbesuch der Ära Trump. Die Ehre wird Macron zuteil, der im Kongress eine Rede halten wird. Diniert wird *entre amis* in Mount Vernon, dem Haus von George Washington, «in Erinnerung daran, dass Frankreich der erste Alliierte Amerikas war».

Deutschlands Wiedervereinigung und Europas Osterweiterung hatten Frankreich an den westlichen Rand von Europa gedrängt. Es verlor seine politische Führungsrolle an Deutschland. Die Visite in Washington bestätigt seine Rückkehr auf die Bühne der Weltpolitik. Dass der Rang einer Nation mehr von seiner militärischen als wirtschaftlichen Macht bestimmt wird, zeigte der begrenzte Vergeltungsschlag gegen Syrien. Er hat Macron an der Seite von Trump auch noch zum Kriegsführer seines Landes und Europas gemacht.

Am Sonntagabend behauptete er in seinem TV-Interview, er habe seinen ziemlich besten Freund überzeugt, die US-Truppen in Syrien zu belassen. Umgehend dementierte das Weisse Haus. Einer lügt – Macron vermutlich weniger oft als Trump. Oder besser. ○



## Inside Washington

# Antike Tragödie

**Ex-FBI-Chef Comey verdient mit seinem Buch Millionen – und erntet üble Rezensionen.**

In seinem 304 Seiten starken Werk «A Higher Loyalty» bekennt Comey: «Ich kann stur sein, hochmütig, zu selbstsicher und von meinem Ego angetrieben... Mit diesen Eigenschaften habe ich mein Leben lang gekämpft.» Worauf Carlos Lozada von der *Washington Post* urteilt: «Dieser Kampf setzt sich mit diesem Buch fort.» Noch schlimmer ist diese Beobachtung von Lozada: «Comey ist nicht einfach die Art von Autor, die Shakespeare zitiert, sondern die Art, die sich selbst beim Zitieren von Shakespeare zitiert.»

David Leonhardt von der *New York Times* geht bis ins antike Griechenland zurück, um die «Tragödie» von James Comeys Buch zu erklären: «Jeder, der griechische Tragödien gelesen hat, weiss, dass Stärken zu Schwächen werden können, wenn sich die betroffene Person dieser Stärken zu sicher ist.» Leonhardt warnt, dass «nur eine dünne Linie Stärke von Hybris trennt» und dass Comey diese Linie offensichtlich überschritten hat.

Derweil Lozada spottet und Leonhardt mahnt, schäumt Piers Morgan von der britischen *Daily Mail* vor Zorn: «In Wahrheit ist James Comey ein wehleidiger, egoistischer Wurm, der aufgrund eines katastrophalen Fehlurteils möglicherweise eine Wahl beeinflusst hat, der wegen unglaublicher Unfähigkeit gefeuert wurde und der nun sein erbärmliches Versagen auf eine Art und Weise in klingende Münze verwandelt, die alle vernünftigen Amerikaner, ob Republikaner oder Demokraten, voller Ekel kotzen lassen müsste.» Morgan, der 2008 Donald Trumps «Celebrity Apprentice» gewann, schnaubt: «Ich würde James «Judas» Comey nicht einmal trauen, mir ein Bad einlaufen zu lassen, geschweige denn, das FBI zu führen.»

Den Gestank dieser übelriechenden Kritiken wird Comey wohl nicht abschütteln können – doch darüber wird ihn sein Bankkonto hinwegtrösten: «A Higher Loyalty» gehört bei Amazon bereits zu den zwanzig bestverkauften Büchern. *Amy Holmes*

# «Die EU schießt Eigentore»

Korrupt, xenophob, undemokratisch – so wie andere Staaten Osteuropas leidet Bulgarien unter Vorurteilen seiner westlichen Partner. Simeon von Sachsen-Coburg und Gotha, einst Zar, dann Regierungschef seines Landes, mahnt zu Nachsicht und Verständnis. *Von Wolfgang Koydl und Muir Vidler (Bild)*

Wie viel Geschichte passt in ein einzelnes Leben? Bei Simeon Sakschoburggotski – so sein bürgerlicher Name – eine ganze Menge. Als Kind herrschte er als Zar Simeon II. über Bulgarien, bevor ihn Sowjets und Kommunisten vertrieben. Es folgten Jahrzehnte des Exils in Spanien. Erst 1996 kehrte er mit siebzig Jahren in seine Heimat zurück. Anders als andere Ex-Monarchen stürzte er sich in die Politik und wurde mit einer eigenen Partei 2001 aus dem Stand Regierungschef. Als Wanderer zwischen West und Ost ist Simeon prädestiniert für eine Beurteilung des wachsenden Unverständnisses zwischen West- und Osteuropa. Er warnt vor der Erwartung, dass alles so läuft wie im Westen: «Wir sind anders.»

**Eure Majestät, ob Tschechen, Ungarn, Polen – im Westen heisst es immer: Die Osteuropäer werden die Demokratie nie lernen. Stimmt das?**

Ich habe etwas dagegen, wenn man bestimmte Länder in Schablonen presst, ohne zu berücksichtigen, dass dort revolutionäre Veränderungen stattgefunden haben. Deshalb sind solche Bemerkungen falsch. Wenn die Leute wie in Ungarn mit einem bestimmten System glücklich sind, müssen wir tiefer gehen und fragen: Warum? Aber zu sagen, dass die Menschen nicht bereit seien für die Demokratie, ist nicht fair.

**Dennoch: Politiker wie Orbán sind schwer vorstellbar in Skandinavien oder Grossbritannien.**

Ich will jetzt nichts politisch Inkorrekt sagen. Aber er nutzt bestimmte Umstände aus. Es ist einfach, über Flüchtlinge herzu ziehen oder zu sagen, dass man die Christenheit verteidigt. Das klingt gut, aber wenn man genau hinschaut, ist es doch recht populistisch. Ich war selber viele Jahre lang Flüchtling, deshalb empfinde ich bei diesem Thema sehr stark.

**Bulgarien ist seit zehn Jahren EU-Mitglied. Als Premier unterzeichneten Sie die Beitrittsdokumente. Wurden die Erwartungen, die Bulgarien in die EU setzte, erfüllt?**

Der Traum, zu Europa zu gehören, war eine grosse Motivation für uns, eine nationale Angelegenheit, nichts Künstliches. Bis heute ist Bulgarien trotz der gegenwärtigen Mode der Euro-Skepsis proeuropäisch geblieben. Ich halte die EU-Mitgliedschaft für die einzige Lösung für unser Land. Wenn

ich sehe, welche Schwierigkeiten einige Länder auf dem Balkan haben, die noch keine Mitglieder sind, und wie begierig sie einen Beitritt anstreben, sieht man, dass ein vereintes Europa trotz aller Kritik die beste Lösung ist.

**Die EU wird von Westeuropäern dominiert: Deutschland und Frankreich. Viele Osteuropäer beklagen sich, dass ihre Länder als Staaten zweiter Klasse behandelt werden. Haben sie recht?**

Diese beiden Staaten waren von Anfang an dabei, sie liegen im Zentrum, sie sind mächtig und werden sich vielleicht allein deshalb gegenüber Neuankömmlingen oder Staaten an der Peripherie überlegen fühlen. Im Jahr 2004 gab es den Big Bang, als neun neue Mitglieder aufgenommen wurden. Ich war damals als Gast eingeladen. Es war sehr bewegend, aber ich dachte mir auch: «Hoffentlich nimmt man uns auf, bevor die EU – verzeihen Sie den Ausdruck – Verdauungsprobleme mit den Neuen bekommt.» Zum Glück rutschten Rumänen und wir 2007 herein. Wir haben gesehen, wie lange es dann für Kroatien dauerte, und heute sieht es ganz schlecht aus für neue Mitglieder auf dem Balkan. Trotzdem sollte man sie aufnehmen, denn erst mit ihnen hat man ein zusammenhängendes Europa geschaffen.

**Aber diese Länder – dazu gehört auch Bulgarien – müssen mit vielen Klischees und Vorurteilen kämpfen. Warum ist das so?**

Erst einmal die Religion. Wir sind orthodox, wir haben keine katholische Vergangenheit. Dann lebten wir sehr lange unter osmanischer Herrschaft. Unsere Sprache ist dem Russischen ähnlich, und in beiden Weltkriegen waren wir, aus unterschiedlichen Gründen, mit Deutschland verbündet. Das sind schreckliche Nachteile für die Meinungsbildung in anderen Ländern.

**Ein oft gehörter Vorwurf lautet: Bulgarien ist korrupt.**

Ich bin achtzig und in meinem Leben viel herumgekommen. Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber ich habe kein einziges Land gesehen, in dem es nicht ein bestimmtes Mass an Korruption gibt. Es ist unfair, wenn man uns generell als korrupt bezeichnet. Man kann auf bestimmte Fälle hinweisen. Die kann man angehen, lösen, bekämpfen. Aber man kann doch nicht verallgemeinern. Es gibt viele ehrliche, hart arbeitende Menschen hier, die modern denken und nicht die ge-

ringste Absicht haben, zu bestechen oder sich bestechen zu lassen. Diese Vorwürfe sind entmutigend und beleidigend. Ich ärgere mich, wenn uns Leute aus der EU plumpe Lektionen in Sachen Korruption und Rechtsstaat erteilen. Wir tun, was wir können.

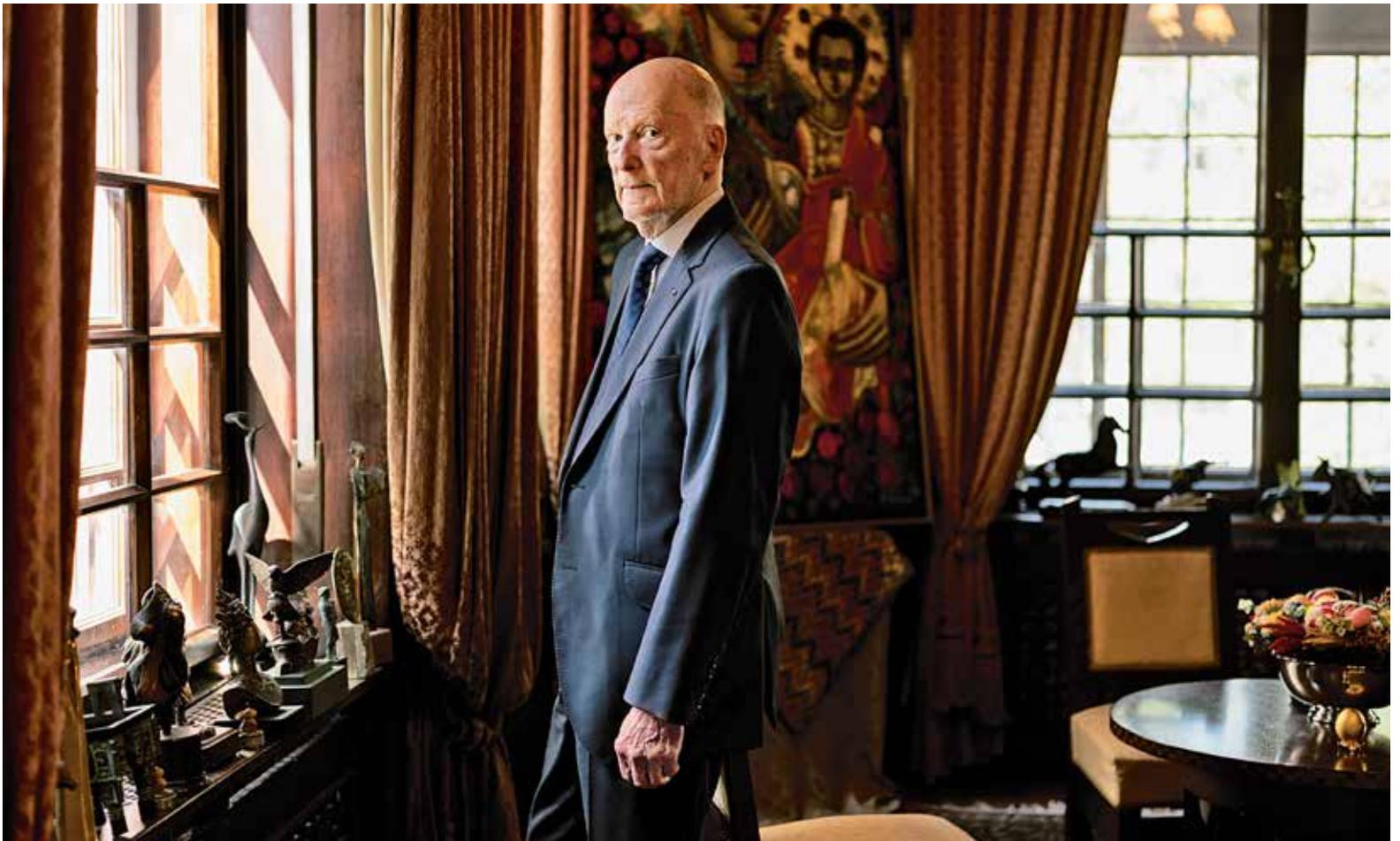
**Welche Rolle spielt die kommunistische Vergangenheit?**

Alle Länder des sowjetischen Ostblocks verbindet ein schwieriges Erbe. Zwei Generationen kannten nur ein hoch zentralisiertes, totalitäres System. Davon über Nacht in eine Marktwirtschaft zu wechseln – das hatte es noch nie gegeben. Einige der klügeren Köpfe unter den Kommunisten erkannten wohl früh die Zeichen der Zeit und initiierten eine Art von Privatisierung – freilich ohne die notwendigen ethischen Grundlagen. Das hat das ganze Konzept der Marktwirtschaft in Verruf gebracht. Man sollte mehr Nachsicht und Verständnis für gewisse Laster aufbringen. Nehmen Sie ein konkretes Beispiel aus Bulgarien, die Justiz. Unter den Kommunisten hatten die meisten Richter marxistische Ansichten. Als die Demokratie kam, riefen die Demokraten: «Raus mit ihnen, wir wollen unsere Leute als Richter haben.» Plötzlich wurde die Rechtsprechung politisiert, was sie natürlich überhaupt nicht sein darf. Deshalb entstanden schwierige Situationen, die ein schwedischer oder ein spanischer Richter nie versteht.

**Haben die Westeuropäer überhaupt ein Interesse daran, den Osten zu verstehen?**

Sie sind daran interessiert, dass die Dinge im Osten so laufen, wie sie bei ihnen laufen. Wir sollen so sein wie sie. Wie Professor Higgins in «My Fair Lady» sagt: «Warum kann eine Frau nicht so sein wie ein Mann?» Aber der Wechsel von einem totalitären System zu einer Art wildem Kapitalismus war schrecklich schwer. Niemand wird als Privatisierer geboren. Wir mussten aus schlechten Erfahrungen und Irrtümern lernen. Ich denke, dass China es am klügsten gemacht hat: Man hat einen Weg gefunden, einen Kollaps wie in der Sowjetunion zu vermeiden, die Kontrolle zu behalten und gleichzeitig die Wirtschaft zu öffnen. Es gab kein Chaos, keine Kernschmelze. Für einen überzeugten Demokraten mag es furchtbar tönen, aber manchmal muss man eben Dinge tun, die von den Umständen diktiert werden.

**Ein Unterschied zwischen Ost- und Westeuropa zeigt sich im Verhältnis des Einzel-**



Vom bösen Premier zum guten alten König: Landesvater Simeon Saksoburgotski.

nen zum Staat. Im Westen ist der Staat oft der wohlthätige Vormund, dem ich vertraue, weil er weiss, was gut für mich ist. Ich schätze, Bulgaren sehen das nicht so.

Bei uns ist der Staat immer der andere, und der ist immer der Feind von uns, den armen Bürgern. Das ist wohl das Erbe von 500 Jahren osmanischer Herrschaft. Diese Herrscher sassen in Istanbul und waren die Feinde. Unser Volk hat sich nicht so entwickelt wie dasjenige in Skandinavien oder in der Schweiz, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass die Bürger der Staat sind und dass Staatsbeamte dazu da sind, ihnen zu helfen.

**Ändert sich diese Haltung?**

Viele junge Leute haben erkannt, wie wichtig der Respekt für den Rechtsstaat ist. Das sind Leute, die im Ausland gearbeitet oder studiert haben. Das wird noch dauern, aber wir sind auf dem richtigen Weg.

**Der frühere ungarische Staatspräsident Árpád Göncz hat über die mittel- und osteuropäische Identität einmal gesagt: «Wenn ich in Krakau bin, verstehe ich alles ausser der Sprache.» Geht Ihnen das ähnlich?**

Das stimmt absolut. Man fühlt es, man versteht alles. Es gibt einen gemeinsamen Nenner, der uns verbindet. Ein anderer Politiker hat mir einmal nach einem Besuch in Polen gesagt: «Simeon, es ist wie bei

«Alice im Wunderland». Erst wenn du hinter den Spiegel siehst, beginnst du zu verstehen.» Für das westliche Auge sind viele Dinge unverständlich, derweil wir uns anpassen und aus jeder Lage das Beste machen mussten.

**Auch Sie persönlich mussten sich anpassen. Sie haben Jahrzehnte im spanischen Exil gelebt, kamen nach dem Sturz des Kommunismus zurück und wurden sogar Premierminister.**

Das waren interessante und schwierige Zeiten. Man hat mich nicht richtig verstanden, weil ich Denkschablonen aufbrechen musste. Das ist nie populär. Die Linke misstraute mir als «Monarcho-Faschisten», die Monarchisten nahmen mir übel, einen Eid auf die Republik geschworen zu haben. Es gab viel böses Blut im Land, aber wenn man nur in den Rückspiegel statt nach vorne blickt, fährt man gegen die Wand. Wenn ich heute durchs Land fahre, sagt meine Frau, dass meine Aktien ein wenig gestiegen sind. Vom «bösen Premierminister» bin ich wieder zum «guten alten König» geworden.

**Warum sind Sie trotzdem in die Politik eingestiegen?**

Ich wollte nützlich sein für mein Land. Als guter alter König, der wieder heimgekehrt ist, hätte ich in einer Republik nicht viel bewirken können. Wenn man etwas tun und etwas verändern will, kann man das nur als Regierungschef.

**Als Premierminister haben Sie sich für ein gutes Verhältnis zu Russland eingesetzt. Wie bewerten Sie die gegenwärtigen Spannungen zwischen Moskau und dem Westen?**

Es ist völlig falsch, Russland oder Putin an allem die Schuld zu geben. Wir müssen pragmatischer und vorsichtiger sein. Schauen Sie doch auf eine Landkarte: Wir müssen mit Russland leben. Für Bulgarien gilt das noch mehr. Das grosse Russland weiss doch eigentlich gar nicht, wo wir liegen. Man kann Russland nicht dauernd vor den Kopf stossen. Die Sanktionen schaden eher uns. Das sind Eigentore, die die EU schießt.

**Schauen wir uns einen kleineren, aber wichtigen Staat an: Österreich erlebt gerade eine Art von Comeback auf dem Balkan.**

Fantastisch. Österreich hat seine wahre Dimension wieder erkannt. Vor 1989 war Wien eine Sackgasse, das Ende des Westens, nun hat es seine historische Rolle in unserer Region wiedergefunden. Wir Bulgaren verstehen die Österreicher sehr gut. Wir sagen, dass sie nicht wirklich Deutsche, aber gleichzeitig in vieler Hinsicht deutsch sind. Wir haben eine kulturelle Affinität zu Österreich. Erzherzog Otto [von Habsburg] sprach vom Donau-Korridor, dem Vektor der Kultur, dem Vektor der Begegnungen. Die Donau verbindet uns alle, und Österreich liegt ganz oben an der Donau. ○



*Gemäss Dylanologen eine Zumutung, aber die beste seit Jahren: Singer-Songwriter-Gott Dylan (hier bei der Grammy-Verleihung 2011; im Hallenstadion*



war das Fotografieren untersagt).

## Ikone der Woche

# Am Lagerfeuer der Masochisten

Von Rico Bandle

**E**r war wieder einmal in der Schweiz, der grosse Bob Dylan, seit letztem Jahr Literaturnobelpreisträger. Ein guter Grund, sich den 76-jährigen Musiker anzusehen – wer weiss, wann die letzte Gelegenheit dazu ist.

Wenn man als Dylan-Neuling an ein Konzert geht, wird man von allen Seiten gewarnt: Seine Stimme bringe nicht viel mehr als ein Krächzen hervor, die Lieder seien alle dermassen abgewandelt, dass man sie nicht mehr erkenne. Zudem sei man ganz seinen Launen ausgesetzt, nur jedes zwanzigste Konzert sei gut. Aber das gehöre alles zum Dylan-Kult.

Einige tausend Leute sind bereit, horrend 170 Franken Eintritt zu bezahlen, um den Singer-Songwriter-Gott live im Zürcher Hallenstadion zu sehen. Wobei, von *Sehen* zu reden, ist übertrieben. Wer nicht in den ersten fünfzehn Reihen platziert ist, erkennt die Gesichtszüge des Sängers schon nicht mehr. Er ist in dieser grossen Halle schlicht zu weit weg. Man erahnt, dass das kleine Männchen hinter dem Flügel, das stets etwas zu stark auf die Tasten haut und aus seinem lädierten Stimmband so etwas wie eine Melodie herauspresst, Bob Dylan sein muss: Jener Bob Dylan, dessen Lieder wie «Blowin' in the Wind» oder «Knockin' on Heaven's Door» zu Lagerfeuer-Klassikern geworden sind, dessen Songtexte als nobelpreiswürdige Lyrik angesehen werden.

### Kino mit unscharfem Bild

Wenn man an das Konzert gegangen ist, um dem Musiker einmal nahe zu sein, um dessen Mimik zu beobachten, um zu sehen, wie er die Musik lebt: Fehlanzeige, dafür ist die Eishockeyhalle zu weitläufig. Bildschirme gibt es keine – das gehört wohl zum Reiz eines Dylan-Konzerts – alles ist eingerichtet wie in einem kleinen Musikklub. Da steht einfach eine Band vor einem schwarzen Vorhang, dazu ein paar Deko-Lampen, mehr ist hier nicht. Das Understatement gehört wohl zum Dylan-Erlebnis: Während andere Hallenstadion-Acts mit zwanzig Sattelschleppern voller Material anreisen, dürfte hier das ganze Bühnenequipment in einem VW-Bus Platz haben.

Nichts soll von der Musik ablenken, eigentlich eine löbliche Haltung. Wenn man denn die Musik geniessen könnte. Die fünfköpfige Band Dylans soll ja tatsächlich aus hervorragenden Musikern bestehen. Soll, denn feststellen lässt sich dies nicht. Jeden Schlag des Drummers hört man durch das Echo doppelt: zuerst von vorne, dann zurückgeworfen von der hinteren Stadionwand noch einmal. Dasselbe mit dem Gesang Dylans. Das Resultat ist ein ungeniessbarer Soundbrei.

Dass das Hallenstadion über eine miserable Akustik verfügt, ist bekannt. Bei Popkonzerten spielt dies keine grosse Rolle. Hier hingegen, wo die Musik und nicht die Show im Zentrum steht, wo auch herausragende Instrumentalpartien zu hören wären, wird das Zuhören zur Qual. Den Veranstalter kann man für die Hallenarchitektur nicht verantwortlich machen, sehr wohl aber dafür, dass nicht einmal versucht wurde, mit Vorhängen an der hinteren Wand den Echo-Effekt zu minimieren. Man stelle sich vor, in einem Kino wäre das Bild unscharf eingestellt, das Publikum würde einen Aufstand machen, das Geld zurückverlangen. Die Dylan-Jünger aber lassen alles klaglos über sich ergehen. Bei einem Künstler, der das Nobelpreiskomitee wochenlang im Unklaren gelassen hat, ob er die wichtigste Literaturauszeichnung der Welt überhaupt annimmt, stellt man gefälligst keine Ansprüche – da hat man dankbar zu sein, dass er überhaupt spielt. Dylan-Fans, so scheint es, haben masochistische Züge: Es muss richtig weh tun.

Das Konzert beginnt um Punkt 20 Uhr, eine Vorgruppe gibt es keine, auch keine Begrüssungsworte durch den Sänger. Exakt neunzig Minuten lang spielen Dylan und seine Band ein Lied nach dem andern, wie am Fliessband, ohne dazwischen ein einziges Wort zu sprechen. Dann zwei Zugaben, darunter eine Version von «Blowin' in the Wind», bei der nur der Text an das alte Lied erinnert, dann stellt sich Dylan zwei Sekunden lang in eine coole Pose – das Aufsehererregendste an dem Konzert. Und schon ist es fertig.

### Disziplin wie an einem Klassikkonzert

Am nächsten Tag meint der fachkundigste Dylanologe im Lande, *Tages-Anzeiger*-Journalist Jean-Martin Büttner, Dylan-Konzerte seien zwar immer eine Zumutung, dieses hier sei aber das beste in der Schweiz seit Jahren gewesen. Tatsächlich war Dylan erstaunlich energiegeladener, mit jedem Song drehte er mehr auf – zumindest für seine Verhältnisse. Doch obschon man sich zu der Musik durchaus bewegen könnte, sass das Publikum wie vor Ehrfurcht erstarrt regungslos in den Sitzen. Es herrschte eine Disziplin wie an einem Klassikkonzert. Erstaunlicherweise zückte auch kaum jemand sein Handy, um zu filmen oder zu fotografieren – als sei die Zeit vor dreissig Jahren stehengeblieben.

Nach dem Konzert spielte vor dem Hallenstadion ein abgehalfterter Strassenkünstler mit seiner Gitarre alte Dylan-Songs. Es war wie eine Dienstleistung an die Unkundigen: So hatten die Songs ursprünglich einmal geklungen.

## Gefährdet und erpresst: die Schweiz im Visier Hitlers

Sind die gegen die Schweiz gerichteten deutschen Angriffspläne im Zweiten Weltkrieg ohne Bedeutung gewesen, wie Hanspeter Born letzte Woche an dieser Stelle schrieb? Nachforschungen belegen das Gegenteil. Die Bedrohung war real. Die von Hitler verfolgte Erpressungspolitik ging bis 1944 weiter. *Von Klaus Urner*



*Nach dem Endsieg die Einverleibung: Lagebesprechung bei Hitler (Fotomontage).*

Bereits nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vertraten Generalstabsoffiziere der Wehrmacht oder Zeitzeugen aus Kreisen der Diplomatie die Meinung, es habe im Dritten Reich nie ernsthafte Pläne zur militärischen Besetzung der Schweiz gegeben. So kommt Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt von 1938 bis 1943, in seinen 1950 publizierten «Erinnerungen» zum Schluss: «Meine nachträglich angestellten Nachforschungen besagen, dass es sich um Schreckschüsse, aber nicht um Realitäten gehandelt hat.»

Ein Hauptzeuge für die harmlose Version ist der 1972 verstorbene Generaloberst Franz Halder, Chef des Generalstabs des Heeres von September 1938 bis September 1942. Er hat auf Ersuchen von Franz Riedweg, dem Luzerner Arzt, der in der Waffen-SS Karriere gemacht hatte, für dessen persönliche Zwecke am 29.8.1960 folgende Erklärung abgegeben: «An Eidesstatt erkläre ich, dass während meiner Amtsführung als Chef des Generalstabes des deutschen Heeres 1939–42 von Seiten der deutschen Heeresführung zu keinem Zeitpunkt eine militärische Aktion gegen die Schweiz geplant oder vorbereitet wurde.»

### Hitlers Auftrag

Halder hat die Planungen zur «Operation Tannenbaum» aus seinen Erinnerungen völlig verdrängt, obwohl seine Beteiligung aktenkundig ist. So beauftragte er am 26. August 1940 den Chef der Heeresgruppe C, Generalfeldmarschall Ritter von Leeb, mit der Ausarbeitung eines neuen Operationsplans gegen die Schweiz. Im Gegensatz zu Schlussfolgerungen in früheren Entwürfen sollte dieses Mal davon ausgegangen werden, dass sich die Schweiz einem Einmarsch mit allen Kräften widersetzen würde.

Vom Schweizer Militärhistoriker Hans-Rudolf Kurz 1969 um eine Erläuterung gebeten, antwortete Halder, die Untersuchung sei dazu bestimmt gewesen, «im gegebenen Fall auf Hitler abschreckend zu wirken».

Wie ist es möglich, so wäre zu hinterfragen, dass Halder nun doch an der Ausarbeitung von Angriffsplänen beteiligt gewesen war, obwohl er eidesstattlich versichert hatte, dass es gar keine diesbezüglichen

Vorbereitungen gegeben habe? Eine kritische Verifizierung erfordert auch ein weiterer Widerspruch: Weshalb sollte Halder beim Feldmarschall eine Operationsstudie anfordern, mit der er Hitler im Fall der Fälle von einem Angriff auf die Schweiz abhalten wollte, wenn für diese gar keine Gefahr bestand? Und mehr noch: Der gleiche Halder,



Erinnerungslücken: Generaloberst Halder.

der Hitler mit einem überzogenen Kräftebedarf von mindestens 21 Divisionen von einer Besetzung der Schweiz abschrecken wollte, reduzierte am 17. Oktober 1940 deren Anzahl wieder auf elf.

Dass ihn sein Gedächtnis täuschen konnte, ergab sich auch aus unserer kleinen Korrespondenz von 1970. Dem hochbetagten Generalobersten, der sich dem Widerstand zugehörig verstand, waren die Fragen aus der Schweiz bei aller freundlichen Höflichkeit wohl eher peinlich. Bei einer ersten telefonischen Kontaktnahme zeigte er sich darüber empört, dass ihn Hans-Rudolf Kurz mit derartigen Überfallplanungen in Verbindung gebracht hatte. Dabei hatte dieser

ihm doch schon 1957 konzediert, die Entwürfe zur «Operation Tannenbaum» seien «nicht über das Stadium interner Operationsstudien hinausgelangt».

Kurz war wegweisend für die Einschätzung, bei den deutschen Studien und Plänen zur Besetzung der Schweiz habe es sich um Aktivitäten unterbeschäftigter Stäbe, um Sandkastenspiele und Schubladenentwürfe ohne jeden Realitätsbezug gehandelt. Sie

fand bis in die 1980er Jahre in der Schweiz gutgläubige Aufnahme.

Hanspeter Borns Darstellung übergeht Widersprüchlichkeiten nicht, kommt aber mit Bezug auf Halder zum Schluss: «Auf das, was er nach dem Krieg zur Schweiz sagte oder schrieb, darf man sich verlassen.» Niemals auch «nur einen Funken einer praktischen



Militärhistoriker Kurz.

Planung oder einer praktischen Vorbereitung» habe es gegeben – selbst eine derart radikale Form der Negierung in der rechts-extremistischen *Deutschen Soldaten- und National-Zeitung* erschüttert Borns Vertrauen in seinen Kronzeugen nicht.

Dass die Realitäten komplexer sind, zeigte sich für mich bei den bis in die Gegenwart fortgeführten Recherchen zu Hitlers Absichten bezüglich der Schweiz. Deren Zukunft war seit Juni 1940 düster überschattet. Die überhastete Ausarbeitung des ersten Operationsplans war von Hitler am 23. Juni 1940 durch Dispositionen initiiert worden, die eine Besetzung der Schweiz in den Bereich des Möglichen rückten. Belegt wird dies durch Halders Eintrag in seinem Kriegstagebuch.

Hitlers Auftrag traf den Generalstab des Heeres, der eine solche Möglichkeit nicht vorausgesehen hatte, völlig unvorbereitet. Wie selbst ein blosser «Schubladenentwurf» plötzlich bedrohliche Aktualität hätte erlangen können, veranschaulicht dieses Versäumnis. Da aber nicht einmal eine Operationsskizze zur Besetzung der Schweiz greifbar war, erhielt der Generalstabsoffizier Otto Wilhelm von Menges am folgenden Vormittag den Eilauftrag, einen entsprechenden Angriffsplan zu entwerfen. Die Arbeiten hierzu wurden noch in der Nacht vom 24./25 Juni, als der deutsch-französische Waffenstillstand in Kraft trat, intensiv vorangetrieben.

### Bereitstellung der 12. Armee

Auf Hitlers Weisung vom 23. Juni, die «Aufgaben der 12. Armee gedanklich vorzubereiten», folgten weitere Massnahmen. Die 12. Armee wurde unter dem Kommando von Wilhelm List – alsbald einer von Hitlers Generalfeldmarschällen – in den Vorraum zur Schweizer Westgrenze herangeführt. Verstärkung erhielt sie durch eine zweite Gebirgsdivision und weitere Einheiten, deren Kommandeure Hitler über die «gedankliche Vorbereitung» hinaus bereits namentlich bezeichnet hatte. Bis Mitte Juli stand ein Kampfverband mit erheblichem Offensivpotenzial für die «Sonderaufgabe» auf Abruf bereit. Die Verschiebung dieser Truppen und die Versorgung der 12. Armee mit einer Verpflegungsstärke von schliesslich bis zu 245 000 Mann waren mit logistischen Anforderungen verbunden, die sich nur in der Realität und nicht am Sandkasten erfüllen liessen.

Hanspeter Born fasst den Grund für das Ausbleiben des Angriffsbefehls verkürzt zusammen: «Da der Waffenstillstand hielt, erübrigte sich ein Angriff auf die Schweiz.» Diese Verknüpfung ergibt sich durch die dritte der in von Menges' Entwurf genannten Zielsetzungen: «Gewinnung der wichtigsten Eisenbahn- und Strassenknotenpunkte sowie der zahlreichen Brücken in unbeschädigtem Zustand, um das Land baldigst als Durchgangsgebiet

nach Südfrankreich für alle Transporte nutzbar zu machen.»

Absolute Gewissheit, dass der Waffenstillstand auch halten werde, gab es nicht. Ob Hitlers Kalkül längerfristig aufgehen würde, Frankreich eine unbesetzte Zone unter der Bedingung zu belassen, dass sich die französischen Kolonien in Nordafrika nicht de Gaulle und England zuwendeten, blieb offen. Eine Folge dieser Verunsicherung war, dass von Menges drei Monate später auch mit Planungen zum Einmarsch in das unbesetzte Frankreich beauftragt wurde.

Im Zusammenhang mit der weiteren Kriegsführung (Unternehmen «Seelöwe», Invasion Englands) kam es auch im erweiterten Grenzraum zur Schweiz alsbald zu diversen Truppenverschiebungen. Solange erneut gegen die Schweiz gerichtete Angriffspläne mit dem Auftrag erstellt wurden, frühere Dispositionen an die noch verfügbaren Kräfte anzupassen, gegebenenfalls auch einen Rücktransport für abgezogene Einheiten vorzusehen und die Angriffsbereitschaft sieben Tage nach Befehlsausgabe wiederherzustellen, blieb die «Sonderaufgabe» Schweiz eine beunruhigende Option.

Der Generalstab des Heeres war dafür besorgt, dass diese Möglichkeit Hitler weiterhin zur Verfügung stand. Darin lag die Bedeutung und Gefährlichkeit dieser Alternativplanungen, die im Kontext einer zeitlich vorgezogenen definitiven Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse in Kontinentaleuropa zu beurteilen sind. Sie erfolgten auf einem Be-

## Der «Führererlass» vom 11. Januar 1940 regelte die strikte Einhaltung der Geheimhaltung.

drohungslevel, der durch die enge Verflechtung von operativen Planungen mit Vorarbeiten zur Bereitstellung der benötigten Kräfte ganz wesentlich erhöht worden war. Am 11. November 1940 erklärte das Oberkommando des Heeres (OKH), die «Operation Tannenbaum» sei nicht mehr aktuell, was impliziert, dass sie es einmal gewesen war.

Der «Führererlass» vom 11. Januar 1940 regelte grundsätzlich die strikte Einhaltung der Geheimhaltung. Keine Dienststelle und kein Offizier durften von einer geheim zu haltenden Sache mehr erfahren, als es für die Auftrags Erfüllung unbedingt notwendig war. Hitler selbst hielt sich in seinen Absichten absolut bedeckt, vermied jeden Alarmismus, mit der Folge, dass seine Wortwahl («gedankliche Vorbereitung», «gelegentlich») zum Teil bis in die Gegenwart für bare Münze genommen wird. Die Formulierung «Gedankliche Vorbereitungen treffen» findet sich unter anderem auch in seiner Anweisung vom 21. Juli 1940, als er in seiner Hybris das «russische Problem» noch



*Vollständige Einschliessung der Schweiz vereinbart: Mussolini und Hitler am 18. Juni 1940 in München.*

im gleichen Jahr in Angriff nehmen wollte. So wurden von ihm Entwicklungen angestossen, die ins Leere laufen oder aber in einen weiteren Einmarsch münden konnten.

### Besetzung – «eine bescheidene Aufgabe»

Der Auftrag vom 23. Juni, «Aufgaben der 12. Armee gedanklich vorbereiten», richtete sich an das OKH beziehungsweise an Halder als dessen Generalstabschef. Sein Ansehen bei Hitler hatte arg gelitten. Zusammen mit Walther von Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber des Heeres, hatte er den Angriff auf Frankreich für undurchführbar erklärt. Der rasche Sieg bestätigte Hitler, dass er als «Oberster Befehlshaber» alles besser wusste. Mit dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) verfügte er über einen eigenen Arbeitsstab und ein willfähiges Planungsinstrument, das er nun auch im Fall Schweiz für seine Zwecke nutzte.

Wie er ohne Wissen des OKH und Halders zusätzlich eine ihm genehme Zweitbeurteilung veranlasste, wird von Hanspeter Born ausgeblendet. Hier fehlen ihm im Puzzle wichtige Teile. Die Schlussfolgerung, Hitler habe die Studien oder Pläne zur Besetzung der Schweiz «wahrscheinlich überhaupt nie gesehen», weshalb diese ohne Bedeutung gewesen seien, erweist sich als zu voreilig.

Zwei gewichtige Indizien sprechen für eine gegenteilige Wahrscheinlichkeit. Um sich ein eigenes Bild zu machen, erteilte Hitler General

Alfred Jodl, dem Chef des Wehrmachtführungsstabes im OKW, den Auftrag, ohne Beteiligung des OKH oder anderer Dienststellen prüfen zu lassen, «wie gegebenenfalls ein Einmarsch in die Schweiz durchgeführt werden könne». Auf Italien, das er explizit nicht einbeziehen wollte, sollte keine Rücksicht genommen werden.

Bernhard von Lossberg, der die gewünschte Operationsstudie mit einem kleinen Team ausarbeitete, schrieb 1949 in seinen Erinnerungen: «Zweifellos handelte es sich um einen Auftrag Hitlers.» Der flüchtige Entwurf verschwand, so Lossberg, «wohl nach Vortrag bei Hitler, in Jodls Schreibtisch».

Was sich bei Hitler auf höherer Ebene während einer Lagebesprechung abspielte, schilderte General Walter Warlimont, Jodls Stellvertreter, Hans Rudolf Humm und mir während unseres Tonbandinterviews vom 20. Juli 1968. Hatte Jodl über die Ergebnisse der von Hitler veranlassten Prüfung Vortrag gehalten? Jedenfalls hörte Warlimont, wie «Hitler mit einer grossen Handbewegung meinte, dass dann ja wohl im Zuge oder nach Abschluss des Westfeld-

zuges die Schweiz zu besetzen doch nur eine bescheidene Aufgabe wäre. Und ich erinnere mich genau, dass dieser Ihnen sicher auch bekannte verstorbene SS-Gruppenführer Dietrich dabei war, der die sogenannte Leibstandarte der SS führte, und Hitler in einer spöttischen, abschätzigen Weise für die militärische Stärke der Schweiz meinte: «Das macht



*Chefplaner General Jodl.*

mir dann der Dietrich mit meiner Leibstandarte.» So etwa hat der Ausspruch gelaundet.»

Die geschilderten Vorgänge im OKW, die sich nicht exakt datieren lassen, ereigneten sich vor oder nach Inkrafttreten des Waffenstillstands. Hitlers Leibstandarte wurde gemäss Angriffsdispositiv noch Mitte August 1940 für einen Einsatz in der Schweiz vorgesehen.

Zusammengefasst ergibt sich für mich als naheliegende, «wahrscheinliche» Konklusion: Hitler misstraute Halder und verfuhr mehrgleisig, wie es seinem Führungsstil entsprach. Bei Lossberg stiess er auf keine Vorbehalte. Dieser schätzte die Stärke der Schweizer Armee äusserst gering ein und rechnete nur mit «etwa 50 000 unter den Waffen stehenden Milizsoldaten, ausserdem einigen Reservejahrgängen». Im Gegensatz hierzu ging das OKH bei der Gesamtstärke von zu hohen Zahlen aus.

### Indirekte Kriegsführung gegen die Schweiz

Hitler sah sich, so erlangt das Puzzle Plausibilität, nach Jodls Vortrag in seiner Meinung bestärkt, dass die Besetzung der Schweiz «eine bescheidene Aufgabe» sei, deren Lösung bei Bedarf jederzeit möglich wäre. Diese Gewissheit sowie die vom OKH offengehaltene Option, das «Problem Schweiz» gegebenenfalls mit militärischer Gewalt rasch lösen zu können, genügten ihm vollauf. Mit Halder brauchte er darüber nicht zu sprechen. Die am 23. Juni angestossenen Planungen und Dispositionen zur Bereitstellung von Divisionen, die für eine Besetzung der Schweiz vorgesehen waren, liess er im Sommer 1940 aber auch nicht stoppen. Dass weitere Schritte bekanntlich ausblieben, bedeutet nicht, dass 1940 für die Schweiz ein Jahr ohne Gefahren gewesen ist.

Die Fokussierung auf militärische Aspekte verdeckt diejenigen Entwicklungen, die dann in der täglichen Realität zur existenziellen Bedrohung wurden. Diese nahmen ebenfalls im Juni 1940 ihren Anfang. Sie machen ersichtlich, dass Hitlers Interesse an der Schweiz auch nach dem Waffenstillstand bestehen blieb. An seinem prioritären Ziel hielt er fest: an der Erpressung und Ausbeutung des im Zentrum Europas übriggebliebenen Kleinstaates, um ihn den Forderungen der Achsenmächte gefügig zu machen. Sie basierte auf der vollständigen Umschliessung der Schweiz. Diese ergab sich jedoch nicht von selbst.

Erwähnt sei hier lediglich das Treffen am 18. Juni 1940 in München, während dessen Hitler mit Mussolini eine Militäraktion zur vollständigen Abschnürung der Schweiz vereinbarte. Der zu späte Vorstoss der 12. Armee aus dem Raum Lyon in Richtung Grenoble-Chambéry und der alsbald steckengebliebene Angriff der Italiener an der Alpenfront können durchaus als indirekte, gegen die Schweiz

gerichtete Kriegsführung verstanden werden. Als sich am 23. Juni deren Misserfolg abzeichnete, erfolgten neue Dispositionen, mit denen die Schweiz direkt in Hitlers Visier geriet. Am nächsten Tag entdeckte dieser kurz vor Inkrafttreten des Waffenstillstands, dass in der Umschliessung eine Lücke bei Genf verblieben war, die der Schweiz letzte Verbindungen in das unbesetzte Frankreich offen liess. Was nun folgte, war ein Eklat, der den Generälen im OKW, Wilhelm Keitel und Walter Warlimont, noch nach dem Krieg in Erinnerung geblieben ist. Auch Franz Halder erhielt von dem Vorfall Kenntnis. Dabei handelte es sich nicht nur um einen Zornesausbruch, der – wie verschiedentlich vermutet – alsbald wieder verraucht war. Hitler, den schon die Fliegerzwischenfälle Anfang Juni empört hatten, sah



die von ihm insgeheim verfolgte Erpressungsstrategie durch ein Versäumnis torpediert, das er und Mussolini mit ihrer mangelhaften Kommunikation allerdings selbst verursacht hatten.

Das Ringen um die Kontrolle der letzten Zufahrtswege gehört zur Fortsetzung dieses der Bedrohungsthematik gewidmeten Kapitels. Um die letzte verbliebene Eisenbahnlinie lahmzulegen, veranlasste Hitler ein Sprengstoffattentat in Hochsavoyen. Als dieses keine Wirkung zeigte, befahl er ein zweites geheimes Kommandounternehmen, mit dem das Viadukt von Lavillat bei Evires im September 1940 weitgehend zerstört wurde. Beide Anschläge verletzten die Waffenstillstandsvereinbarungen.

Hitler hat mehrfach bewiesen, dass ihm die Verhältnisse an der Grenze zwischen der Schweiz und dem unbesetzten Frankreich zunehmend vertraut wurden: zuerst die miss-

glückte Militäraktion in Hochsavoyen, dann die von ihm entdeckte und von seinen Generälen im OKW übersehene Lücke bei Genf, in der Folge die von ihm veranlassten Sprengstoffanschläge, aber auch 1942/43 die Erkenntnis, dass er in die Defensive geraten war und dass sich seine Erpressungsstrategie nunmehr nur mit taktisch bedingter Mässigung wirksam weiterführen liess. Im August 1944, als das

### Hitler misstraute Halder und verfuhr mehrgleisig, wie es seinem Führungsstil entsprach.

Aufbrechen des Umschliessungsringes unmittelbar bevorstand, versuchte Hitler zum letzten Mal, die Abschnürung der Schweiz mit seiner persönlichen Intervention so lange wie möglich aufrechtzuerhalten.

Die Frage der Bedrohung ist von der Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg gemäss ihrem Schlussbericht von 2002 nicht systematisch untersucht worden, weil diese nicht zu ihrem Auftrag gehört hat. Um das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg adäquat beurteilen zu können, sind aber auch diejenigen Aspekte mit einzubeziehen, die erst verständlich machen, in welcher schwieriger Lage sich die Schweiz während der Kriegsjahre befunden hat.

Wie es ihr nach dem sogenannten Endsieg ergangen wäre, ist kein Rätsel mehr. Sowohl Hitler wie Mussolini überboten sich in vertrautem Kreis mit abschätzigen Äusserungen zur Schweiz. Sind diese eindeutig genug, so hat sich Hitler in der geheimen Rede vom 24. Oktober 1939 im engsten Kreis seiner Reichs- und Gauleiter, denen er mehr als seinen Generälen vertraute, ganz offen zu seinen Kriegszielen bekannt: «Wenn er dann England und Frankreich auf die Knie gezwungen habe, werde er sich erneut dem Osten wieder zuwenden und dort klare Verhältnisse schaffen [...] Habe er auch dieses Ziel erreicht, so werde er darangehen, ein Deutschland zu schaffen, wie es früher bestanden habe, d.h., er werde Belgien und die Schweiz einverleiben» (Helmuth Groscurth: Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938–1940. Stuttgart 1970. S. 385).



Klaus Urner ist emeritierter ETH-Titularprofessor. Er gründete das Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich und leitete dieses für viele Jahre. Urner ist Verfasser des Standardwerks «Die Schweiz muss noch geschluckt werden! Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz: Zwei Studien zur

Bedrohungslage der Schweiz im Zweiten Weltkrieg». Verlag Neue Zürcher Zeitung, 4. Aufl. Zürich 1997, ISBN 3-85823-303-X. Überarbeitete und aktualisierte Neuausgabe: Pendo, Zürich/München 1998. ISBN 3-85842-516-8. Nach der französischen (1996) und englischen Ausgabe (2001) ist eine aktualisierte italienische Edition für 2019 geplant.

## Sie lässt Geld tanzen

Sie begann als Stripperin und steht heute an der Spitze der Hitparaden. Der phänomenale Aufstieg der Rapperin Cardi B.

Von *Beatrice Schlag*

Ihr schöner Mund ist riesig. Und sie nimmt ihn sehr voll – was sie auf Instagram schon berühmt machte, als sie noch eine kleine Pole-Tänzerin in der Bronx war und keiner ahnte, dass sie ein paar Jahre später als Rapperin die Hitparaden stürmen würde. Man wusste nur aus ihren Instagram-Auftritten, dass sie eine umwerfende Stimme hatte, wenn sie lachte, jauchzte, schimpfte oder jemanden anbrüllte, was sie alles je nach Laune mit sichtlichem Genuss und sprudelnder Energie tat.

Manche hielten die junge Frau mit den erlesenen Frisuren und den kühnen Outfits, die vor der Kamera manchmal auch nur eine

---

«Seit ich angefangen habe, Männer zu benutzen, geht es mir sehr viel besser.»

---

Duschhaube trug, für eine grossartige Komikerin. Andere bewunderten sie für die filterlose Unverblümtheit, mit der sie sich auf Instagram zu allem äusserte, was sie gerade beschäftigte: Politik, ihre Angst seit den Anschlägen von 9/11, untreue Männer, der zu Unrecht schlechte Ruf von Stripperinnen, das Problem von Sex mit Männern, deren Penis krumm ist wie eine Cashewnuss: «Von vorne trifft er ja manchmal noch richtig, aber von hinten passt das einfach nicht. Und richtig mühsam wird's für Anfängerinnen beim Blowjob, damit es nicht würgt in der Kehle.»

### Übername Bacardi

Die junge Frau, die sich auf Instagram «Bacardi» nannte, war das Gegenbild zu den polierten Selbstdarstellungen, die in den Social Media dominieren. Sie war der stolze Mischling, der Underdog aus der Bronx, der dank dem Geld und dem Selbstbewusstsein, was er sich in seinem Beruf beim Strippen erworben hatte, endlich Schluss machen konnte mit Männern, die ihn nicht respektierten. «Seit ich angefangen habe, Männer zu benutzen, geht es mir sehr viel besser. Es verleiht verdammt viel Power.» Sie war wütend, aber komisch genug, dass vor allem Frauen immer wieder hinsahen. Diese mochten nicht so exaltiert sein wie Bacardi. Aber das, wovon Bacardi redete, war ihnen mehr als vertraut. Die stinkfreche Frau, die sich selber als Feministin bezeichnet, machte Mut.

Die Tochter eines dominikanischen Vaters und einer in Trinidad geborenen Mutter



«I'm a boss»: Bronx-Aufsteigerin Cardi B.

spricht und singt auf Bronx-Amerikanisch mit heftigem spanischem Akzent. Ihr Vokabular ist durchsetzt von Internetabkürzungen und Rap-Slang. Ob man sie durchwegs versteht, kümmert sie wenig. Hauptsache, ihr Stolz auf ihre Herkunft äussert sich unmissverständlich. Mit richtigem Namen heisst sie Belcalis Almanzar. Der Name ihrer Schwester ist Hennessy und wurde angeblich wegen des Lieblingscognacs ihres Vaters gewählt. Deswegen, sagte Cardi B in einem Interview, sei sie von Freunden Bacardi genannt worden, quasi das alkoholische Gegenprogramm. Als ihre Auftritte auf Instagram mehrfach gelöscht wurden – auf Betreiben von Rum-Hersteller Bacardi, wie sie vermutet –, verkürzte sie ihren Namen in den Social Media auf Cardi B. Das «B», sagt sie, bedeute täglich etwas anderes: *beautiful*, Belästigung, Bullshit – je nachdem, wie es gerade laufe.

### Mit gezückten High Heels gegen Frauen

Die heute 25-jährige Cardi B strippte nicht lange. Die laute junge Frau mit der schrägen Komik, die nach dem Schulabgang als Verkäuferin in einem Laden der strenggläubigen Amish-Gemeinde arbeitete und ausgerechnet von dieser an den Stripklub gegenüber weiterempfohlen worden war, wurde nach nur sechs Monaten als Stripperin und Instagram-Plauderin vom Fernsehen abgeworben und verabschiedete sich vom Pole-Dancing. Die auf VH1 ausgestrahlte Reality-Show hiess «Love & Hip Hop: New York». Cardi B ging in Diskussionsrunden mit gezückten High

### «Bitch» wurde ihr Lieblingswort. Als Kompliment für Freundinnen und Hasswort für Konkurrentinnen.

Heels auf Frauen los, die sie verdächtigte, ihren Lovern schöne Augen gemacht zu haben, und kanzelte Männer ab, die mit ihrem Erfolg bei Frauen prahlten. «Bitch» wurde ihr Lieblingswort. Sie benutzte es als Kompliment an mutige Freundinnen, als stolze Bezeichnung für sich selbst und als Hasswort für miese Konkurrentinnen. Rückeroberung eines Wortes, das immer ein Männerurteil gewesen war: Hure, treulose Frau, Nervensäge, Trickserin. Cardi B ist nicht die erste Frau, die das Wort neu besetzt. Aber die erste, die damit umgeht, als stehe es Männern gar nicht erst zu, es zu benutzen. So, wie es nur Schwarzen erlaubt ist, das Wort Nigger zu benutzen. Wer eine *bitch* ist – das haben Frauen zu bestimmen.

Schon nach einem Jahr verliess Cardi B trotz einer inzwischen beträchtlichen Fan-Gemeinde 2015 die Reality-Show wieder, um sich auf ihre Karriere als Sängerin zu konzentrieren. Sie veröffentlichte kurz hintereinander zwei Rap-Mixtapes, die wenig verkauft, aber in der

Szene viel beachtet wurden und ihr im Mai 2017 beim Fernsehsender BET (Black Entertainment Television) zwei Nominierungen als «Best New Artist» und als «Best Female Hip-Hop Artist» eintrugen. Einen Monat später veröffentlichte das legendäre Label Atlantic Records, bei dem sie inzwischen unter Vertrag war, ihre erste kommerzielle Single «Bodak Yellow». Der Titel war eine Verbeugung vor dem Rapper Kodak Black aus Florida. Als gelb bezeichnet sie ihre eigene Hautfarbe. Der zentrale Satz des Textes wurde auf Anhieb als einer der besten *catchphrases* des Hip-Hops gefeiert: «I don't dance now, I make money moves.» Ungefähr: Jetzt tanze ich nicht mehr, ich lasse Geld tanzen.

«Bodak Yellow» war ein aufsehenerregender Erfolg. Die *New York Times* feierte den Song als «Rap-Hymne des Sommers». Darin singt Cardi B. von ihrer Zeit als Stripperin und davon, dass diese Zeiten vorbei seien: «If I see you and I don't speak, that means I don't fuck with you. I'm a boss, you a worker, bitch.» Der bedrohlich verhaltene Song der jungen Frau, die die meisten, wenn überhaupt, bisher nur aus den Social Media und dem Fernsehen kannten, schaffte es als erster Track einer Solo-Rapperin an die Spitze der Billboard-Charts, seit Lauryn Hill 1998 mit «Doo Wop (That Thing)» einen Nummer-eins-Hit gelandet hatte. Dass es Cardi B kurzzeitig gelang, Weltstar Taylor Swift in den Charts hinter sich zu lassen, erklärt, warum nach «Bodak Yellow» jeder, der Rap mochte, ungeduldig auf die Veröffentlichung ihres für März angekündigten Albums «Invasion of Privacy» wartete. Dieses würde zeigen, ob die Frau mit dem frechen Maul als Sängerin ein *one-hit wonder* war oder zu den Grossen unter den Rapperinnen gehören würde.

### Hochschwanger in «Saturday Night Live»

Als «Invasion of Privacy» auf den Markt kam, jubelten Kritiker und Publikum über ihre Bandbreite. «Cardi B ist eine neue Rap-Celebrity, die den Regeln des alten Rap treu bleibt», schwärmte die *New York Times*. «Dass sie keine ausgebildete Sängerin ist, ist genau das Ding – sie ist am besten, wenn sie am wenigsten poliert klingt. Und sie ist vielseitiger als die meisten Rapper und Popstars: In ihren Songs teilt sie aus und steckt ein.» Dem Fernsehpublikum stellte sich die Sängerin nach Erscheinen des Albums erstmals am vergangenen 10. März in der satirischen Kultsendung «Saturday Night Live» vor, ganz in Weiss und mit unübersehbarem Babybauch: Sie erwartet im Sommer mit ihrem Verlobten Offset, Mitglied der Hip-Hop-Gruppe Migos, ihr erstes Kind. Was ein Partner zu tun hat und was er sich keinesfalls erlauben darf, will er sein Girl nicht verlieren, rappte sie ihm und allen Männern beim Auftritt gleich ins Gewissen: «Be Careful».



Rohe Gewalt: Kollegah (l.), Farid Bang.

### Affären

## Kollegah, erklärt

Zwei judenfeindliche Rapper bekommen einen «Echo».

Warum? Von Claudia Schumacher

Kollegah, bürgerlich Felix Blume, ist zwar Deutscher, will aber nicht so aussehen. Dank Solarium, Imam-Bart und Muskelbergen gelingt ihm das auch. Mit 15 Jahren wurde er Muslim. Heute ist er 33 Jahre alt, und sein Vermögen wird auf fünf Millionen Euro geschätzt. Er hat Abitur und an der Schule einen Malwettbewerb gewonnen, weshalb ihn andere Rapper teils mobben. In den USA, wo Rap herkommt, existieren Gangsta und heftige Kriminalität. In Deutschland pflegt zwar mancher Rapper ein mafiöses Netzwerk, siehe Bushido, aber aus dem Getto kommt dann doch keiner, und die Geschichten sind ausgedacht wie Märchen.

Kollegah produziert rohe, virtualisierte Gewalt. In Videos zieht er ästhetisch bewährte Register: Marvel-Comic trifft Gewalt-Video-Spiel. Dazu Verschwörungstheorien wie bei Dan Brown, mit «Illuminati» und «verbotenen Schriften», und Frauen werden zu brutalem Beischlaf rangezogen wie im Internet-Porno. Diese unerhörten Geschichten – «Novellen» in der Literatur – machen müde Mittelstandsmädchen munter, und die stehen bei Konzerten mit Michael-Kors-Handtaschen neben ihren Low-Carb-Boyfriends, die auch gerne einen «Körper definierter als von Auschwitzinsassen» hätten, wie Kollegah es nennt. Der hat etwas gegen Juden – oder schätzt sie um der Provokation willen: Im Video «Apokalypse» trägt der Teufel einen Davidstern.

Deutscher Gangsta-Rap kommt meist von Muslimen, auch Bushido provoziert gegen Juden. Während sich Eltern an Frauen- und Schwulenfeindlichkeit im Hip-Hop gewöhnt haben, ist Antisemitismus das grössere No-Go und funktioniert noch beim Eltern-Ärgern. Einer der Gründe, weshalb Kollegah Erfolg hat. Und wegen des Erfolgs gab's jetzt einen Echo. Aus Empörung haben andere Gewinner ihren Preis zurückgegeben. Und seither kennt Kollegah wirklich jeder.

# Nach ihm ist eine Spinne benannt

Ex-Spider-Man Andrew Garfield zeigt im neuen Biopic «Breathe», wie gut er ist. Wir haben ihn getroffen.

Von Claudia Schumacher

Wer ihn 2010 in «Never Let Me Go» sah, konnte ahnen, was noch alles kommen würde. Es war die Verfilmung eines Kazuo-Ishiguro-Romans, Garfield spielte mit Keira Knightley und Carey Mulligan ein unglückliches, jugendliches Liebestrio in feindseliger Erwachsenenumgebung, und der Grund, weshalb man im Kino weinte, war Garfield. Bübische Unschuld, vibrierende Ängstlichkeit, rohe Überlebenskraft: Garfields Charaktere waren in seiner nun vierzehn Jahre währenden Karriere meistens existenziell bedroht – und herzzerreissend resilient. Wer ihn kaum kennt, kennt vor allem die eine Rolle: Garfield hat Spider-Man gespielt, 2012 erstmals. Nach ihm ist eine Spinne benannt, die Pritha garfieldi. Ein zweischneidiges Schwert: Die Blockbuster-Comicverfilmung machte Garfield – der zuvor in Hollywood-Produktionen wie Redfords «Lions for Lambs» und Finchers «The Social Network» zu sehen war, jedoch in Nebenrollen – weltberühmt, aber viele verbinden ihn seither hauptsächlich mit Popcorn, Grossleinwand, seichter Unterhaltung.

Dabei begann Garfield, der sowohl die britische als auch die amerikanische Staatsbürgerschaft besitzt, als Theaterchauspieler und Kritikerliebling in Grossbritannien. Auch in den letzten Jahren zeigte er sich in komplexen Rollen, auf die er sich intensiv vorbereitete, für Scorseses «Silence» (2016) lebte er ein Jahr lang quasi mönchisch unter der Obhut eines Jesuitenpriesters. Beim Treffen anlässlich seines neuen Films «Breathe», der gerade anläuft, stellt man fest, dass die Sache mit dem Sinnlichkeitsanteil in Garfields schmalem Gesicht kein Kameratricks ist: Es besteht nur aus Augen und Mund und wirkt jünger als seine 34 Jahre.

«Auch «Breathe» ist ein sehr spiritueller Film», sagt Garfield, «insofern knüpft er an die letzten beiden an.» In Mel Gibsons Biopic «Hacksaw Ridge» (2016) spielte er den Adventisten und US-Soldaten Desmond Doss, der im Zweiten Weltkrieg das Töten verweigerte, für seine naive Weichlichkeit verlacht wurde – und dann im Kugelhagel als Sanitäter bei der Schlacht um Okinawa auf wundersame Weise 75 Kameraden das Leben rettete. Vermeintliche Schwäche, die sich als Stärke entpuppt, um

diese Ambivalenz drehte sich auch «Silence» (2016), das Scorsese-Drama über Christenverfolgung in Japan. Und nun das Biopic «Breathe»: Erzählt wird die Geschichte des Upperclass-Britten Robin Cavendish, der im Jahr 1958 auf einer Afrika-Reise an Polio erkrankt. Vom Kopf abwärts gelähmt, löste er mit Erfindungsgeist und Chuzpe eine Gesundheitsrevolution aus, die die Behinderten



Erfüllung einer Bestimmung: Schauspieler Garfield in «Breathe».

aus den Spitälern holte und ihren Familien zurückgab. Unter anderem erfand Cavendish in Zusammenarbeit mit einem Oxford-Professor einen Rollstuhl mit integriertem Beatmungsgerät. ««Breathe» dreht sich um die Frage, wie sich ein von Verlust und Leid geprägtes Leben mit Bedeutung füllen lässt», so Garfield. «Es geht um das trotzige Überwinden gesetzter Grenzen, aber es geht auch um die Magie der Beschränkungen, die das Leben einem setzt. Sie stacheln unseren Ehrgeiz an, sind unser grösster Wachstumsmotor.» Resilienz als eine der wichtigsten Fähigkeiten des erwachsenen Menschen lasse sich nur in feindlichem Umfeld erlernen. Man kann mit Garfield, der eine

fundierte christliche und jüdische Bildung erhielt und sich selbst als «agnostischen Pantheisten» beschreibt, schön über Seelenfragen reden. «Garfield, Spiritual Ghost in the Hollywood Machine», betitelt die *New York Times* ein Porträt von ihm.

## Essenzieller Humor

Zur Vorbereitung auf «Breathe» verbrachte er Zeit mit der Familie des verstorbenen Cavendish. «Was sein Sohn mir unbedingt über seinen Vater mitgeben wollte, war dessen Grundeinstellung zum Leben, die in einem untrüblichen Humor fusste», sagt Garfield. «Im Zweifelsfall ist das Leben immer lustig. Die Mehrheit der Dinge im Leben hat eine schreiend komische Seite – und Freude lässt sich in den dunkelsten Momenten finden.»

Cavendishs Ehefrau wird im Film von Claire Foy gespielt, die gerade in ihrer Rolle als junge Queen Elizabeth II in «The Crown» berühmt wurde. Die Ehe der Cavendishs erinnert an Liebe in Kriegszeiten: Je härter die Umstände, desto stärker hält man zusammen. «In unserer Zeit, bei all den Möglichkeiten, trotz des ständigen Vernetztseins, ist es oft so schwer geworden, eine Verbindung herzustellen, sich zu binden», sagt Garfield. Dann hüpfert er gedanklich weiter ohne erkennbaren Zusammenhang: «Was mich wirklich nervt in unserem zeitgeistigen Denken, ist der Irrtum, man könne sein, wer man sein wolle.» Ein präziseres, sinnvolles Lebensziel sei doch die Erfüllung einer Bestimmung. «Das ist vielleicht etwas aus der Zeit gefallen, aber: zu verwirklichen, wer man ist, zu realisieren, als wer man gedacht wurde – das erscheint mir viel spannender, als zu werden, was man will.»

## Weiblichere Ideen

Der notorische Hollywood-Kritiker – «Es ist dieses kranke, alte patriarchale Wertesystem, das Hollywood ausmacht und das sich nur um Sex und Geld dreht» – empfand es als Erleichterung, für «Breathe» mit einer britischen Crew zu arbeiten. «Weniger Hierarchie, weniger Ego-Getue – sehr angenehm», sagt er lächelnd. Und dann denkt er vom Kleinen noch mal ins Grosse rein: «Die Welt wird nicht von Frauen geheilt, aber wir brauchen weiblichere Ideen», sagt er mit besonders grossen Augen. «Qualitäten, die Frauen nicht gepachtet haben, die Männer genauso gut erlernen können, ich spreche von Verbindlichkeit, Empathie, Mitgefühl, Geduld, Fürsorge, Liebe und der Fähigkeit, einander zuzuhören. Davon brauchen wir dringend mehr.»

Der Film «Breathe» von Andy Serkis mit Andrew Garfield läuft ab dieser Woche in den Kinos.

# Gleichnisse der Macht

Der New Yorker Wirtschaftsanwalt Daniel Levin hat Regierungen in der ganzen Welt beraten. Seine Erfahrungen sind ernüchternd bis abgründig, aber auch vergnüglich. *Von Alex Baur*



Held des Scheiterns: Autor Levin.

Ist er bloss ein Zyniker, der sich über all die Fehler und Eitelkeiten der Mächtigen auslässt, um sich selber als besonders brillanten Besserwisser zu feiern? Dieser Verdacht drängt sich natürlich auf, wenn ein New Yorker Wirtschaftsanwalt, der Regierungen aus der halben Welt beraten hat, aus dem Nähkästchen plaudert. Tatsächlich erscheinen die Politiker und Funktionäre, deren Machenschaften Daniel Levin im Laufe seiner Karriere aus der Innenperspektive kennenlernte, nicht gerade im besten Licht. Man könnte auch sagen: Eigentlich wundert man sich nach der Lektüre des Buches «Alles nur ein Zirkus» des 54-Jährigen, dass überhaupt noch etwas funktioniert auf dieser verrückten Welt.

## Fehler und Vorurteile

Levin ist kein Zyniker, das wird bei der Lektüre schnell klar. Denn der Autor nimmt sich selber nicht aus. Seine eigenen Fehler und Vorurteile kommen beim Streifzug durch die Kommandozentralen der Regierungen und internationalen Gremien nicht zu kurz. Als Berater wurde er herbeigerufen und bezahlt, um Probleme zu lösen. Doch auch unser Held scheitert regelmässig.

Die zehn Geschichten, die uns Levin erzählt, sind eigentlich Gleichnisse von der verführerischen Macht der Macht und von den menschl-

chen Schwächen, die sich dahinter verbergen: Gier, Eitelkeit, Betrug, Wunschdenken, Hochstapelei, Skrupellosigkeit oder auch schlicht Unvermögen. Keiner wird geschont – weder der hohle Geck im US-Aussenministerium, der am liebsten sich selber zuhört, noch der russische Machtpolitiker, der seine tödlichen Intrigen spinnt; weder der chinesische KP-Tycoon, der seine Vasallen zu Speichelleckern dressiert; noch der Uno-Dampfplauderer, der seine hohlen Parolen mit Powerpoint-Präsentationen überspielt. Aber auch der afrikanische Kleptokrat und erst recht der raffgierigen Zürcher Wirtschaftsberater, der seinen Geschäftspartner mit einem plumpen Manöver ausbooten will, bekommen ihr Fett ab.

Wie ernst es ihm dabei ist, wird spätestens im vierten Kapitel klar: «Lektionen in Luanda». Mitte der 1990er Jahre wird Levin als Berater nach Angola gerufen. Er soll dem mit Erdöl und Diamanten gesegneten, jedoch von einem langwierigen Bürgerkrieg ausgebluteten Land helfen, einen Finanzplatz aufzubauen. Die Funktionäre hören Levin geduldig zu, doch irgendwie perlen seine Ausführungen an ihnen ab. Immerhin gewinnt er das Vertrauen eines Helfers, der ihn für einen Ausflug auf den blühenden Schwarzmarkt von Luanda entführt. Dort gelangt der New Yorker Anwalt zu einem für ihn niederschmetternden Be-

fund: In Bezug aufs Geschäften kann er den Afrikanern nichts beibringen, was sie nicht längst beherrschten. In Anbetracht der prekären Infrastruktur herrscht auf dem Schwarzmarkt sogar eine bewundernswerte Effizienz und Disziplin. Was fehlt für das grosse Geschäft, sind in erster Linie eine Eigentumsgarantie und Rechtssicherheit – Dinge, die sich nicht so einfach importieren lassen.

## Unser Held in Dakar

Levin richtet ein starkes Augenmerk auf Afrika, wo zweifellos die grössten Herausforderungen für die Zukunft der Menschheit liegen. Der Schwarze Kontinent liegt ihm nicht nur am Herzen, er kennt sich dort auch aus. Immerhin ist er als Diplomatensohn in Kenia aufgewachsen. Das vielleicht grösste Problem Afrikas – die Korruption – erklärt er uns mit einer Anekdote. Bei einem Zwischenhalt für ein Treffen mit dem Präsidenten in Gambia bleibt unser Held in Dakar hängen. Da sich im Transitraum weit und breit kein Schalter einer Airline findet, muss er wohl oder übel die Passkontrolle passieren – wo er prompt verhaftet wird. Versuchte illegale Einreise ohne Visum! In Senegal, so erklärt man Levin, wird das als gravierendes Delikt betrachtet und entsprechend geahndet. Was tun?

Immerhin erweist sich sein Aufpasser als freundlicher und geselliger Mensch. Man trinkt Kaffee und tauscht sich etwas aus, wobei sich im Laufe des Gesprächs ergibt, dass draussen auf dem Tarmac ein Postflugzeug steht, das zufälligerweise noch am gleichen Tag nach Gambia fliegt. Natürlich ist das nicht gratis, der klapprige Sitz in der alten Cessna ohne Tür entspricht auch nicht gerade der Business Class. Doch das Problem mit der illegalen Einreise liesse sich damit lösen – und Levin gelangt erst noch mit einem Flug, den er nie vergessen wird, an sein Ziel.

Natürlich musste der freundliche Wächter für seine Vermittlerdienste entlohnt werden. Ist das nun Bestechung oder Erpressung – oder ganz einfach die afrikanische Art, ein Problem zu lösen? Wie bei vielen (nicht bei allen!) der zehn Gleichnisse entpuppt sich die Schandtat bei genauem Hinsehen als kleineres Übel, mit dem ein grösseres verhindert wird. Man kann es Pragmatismus nennen. Der Kompass für Recht und Gerechtigkeit geht Levin dabei nie verloren. Aber er ist auch ein Realist, der das Beste daraus macht und die Praxis stets über die Theorie stellt. Und so sind seine zehn Gleichnisse nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltsam zu lesen.



Daniel Levin:  
Alles nur ein Zirkus.  
Elster.  
264 S., Fr. 35.90



## Die Bibel

# Gott managt das Klima

Von Peter Ruch

**E**r spendet Schnee wie Wolle, streut aus den Reif wie Asche. Wie Brocken wirft er das Eis, wer könnte bestehen vor seinem Frost? Er sendet sein Wort und bringt alles zum Schmelzen, er lässt den Wind wehen, und es rinnt das Wasser (Psalm 147,16–18). Nach diesen Psalmworten ist Gott für das Wetter und das Klima zuständig. Schon höre ich den Vorwurf des Fundamentalismus. Deshalb lasse ich Gott vorerst beiseite und wende mich der Klimageschichte zu: In den letzten 500 Millionen Jahren war die CO<sub>2</sub>-Konzentration nicht konstant, sondern schwankte erheblich. Der Meeresspiegel ist innert der letzten Million Jahre um rund hundert Meter gesunken. Während der Weichselkaltzeit (vor 115 000 bis 10 700 Jahren) kamen innerhalb eines Menschenlebens zehnmals höhere Temperatursprünge vor als in der Gegenwart. Die Blüte der antiken Kulturen hing eng damit zusammen, dass die Mitteltemperaturen höher waren, so dass der Mensch mit der Sorge für seinen Lebensunterhalt nicht ausgelastet war. Vermutlich bringt eine Erwärmung eher Wohlstand hervor als umgekehrt. In den 1960er Jahren waren Klimaforscher tief beunruhigt wegen einer unmittelbar bevorstehenden Eiszeit.

Kein vernünftiger Mensch bestreitet, dass wir mit den Ressourcen sparsam umgehen müssen. Das fällt uns schwer, weil wir den Komfort lieben und weil viele Verschwendungen staatlich subventioniert werden. Würde wenigstens Deutschland seine Klimaziele erreichen, so säne die Temperatur um 0,0007 Grad Celsius. Für die Schweiz käme rechts vom Komma noch eine Null hinzu. Alles andere als null sind die Subventionsbezüge der Klimaretter. In Deutschland gibt es Landbesitzer, die ihren Boden für bis zu 100 000 Euro pro Jahr und Windrad verpachten. Mit der energiepolitischen Planwirtschaft bis ins Jahr 2050 werden Milliardenbezüge zementiert. Im Ostblock genühten Fünfjahrespläne, um die Wirtschaft – und mit ihr den Natur- und Umweltschutz – zu strangulieren. Deshalb: Lesen Sie weniger Tageszeitungen und mehr in der Bibel. So bleiben Sie à jour und schöpfen Zuversicht.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Lähmender Sozialismus: «Das schweigende Klassenzimmer».

## Kino

# Arbeiter-und-Bauern-Staat bedroht

«Das schweigende Klassenzimmer» erzählt nach wahren Begebenheiten eine bizarre Geschichte aus der Frühzeit der DDR.  
Von Wolfram Knorr

**A**n einem Morgen 1956 kommt forschen Schrittes der Geschichtslehrer in die Abiturklasse des Gymnasiums Stalinstadt und fragt, kaum hat er das Lehrbuch ausgepackt, nach der Haltung der SPD zum Ersten Weltkrieg. Doch statt einer Antwort folgt Schweigen. Der Lehrer ist erst irritiert, verwirrt, fassungslos. Er starrt auf eine Gesichtsfront wie auf eine Mauer. Ein Scherz à la «Feuerzangenbowle» wird das wohl nicht. Empört rauscht er aus dem Zimmer, und zurück kommt der Direktor (Florian Lukas). Der will keinen Ärger in seinem Verantwortungsbereich und möchte das bockige Verhalten seiner Schüler unter den Teppich kehren. Schon zu spät. Eine biestige Schulrätin (Jördis Triebel) stellt die Klasse vor die Alternative, die Rädelsführer zu nennen, ansonsten werde aus der schweigenden eine fliegende Klasse, deren akademische Laufbahn sich in Luft auflöse. Es ist nicht ohne Ironie, dass ausgerechnet der Arbeiter-und-Bauernstaat den Gymnasiasten damit droht.

Dabei steckt hinter der Riesenaffäre nur eine Trotz-Show. Theo (Leonard Schleicher) und Kurt (Tom Gramenz) waren drüben im Westsektor, um im Kino nackte Brüste zu sehen. Doch davor, in der «Fox tönenden Wochenschau», kam ein Bericht über den

Ungarnaufstand. Zu den Opfern russischer Panzer, hiess es, gehöre auch der Fussballstar Ferenc Puskás. Ein Liebling der Schüler. Und weil im eigenen Staat nicht darüber berichtet wurde, sind die beiden empört. Aus der Empörung wird ein kollektiver Protest mit einer Schweigeminute. Natürlich finden einige das nicht so toll, werden aber überstimmt, und aus einem harmlosen Protest wird eine politisch hochgehängte Strafaktion, die gar den Volksbildungsminister (Burghart Klaussner) in Stellung bringt. Mit wüsten Drohungen malt er den Eltern die Zukunft ihrer Kinder als Menetekel an die Wand. Nur über sie, weiss der Minister, lässt sich die Jugend brechen. Es sind beklemmende Szenen, wenn die Söhne ihre Eltern mit ihren politischen Problemen konfrontieren und den Generationenkonflikt in den vier Wänden ausbrechen lassen.

Die Geschichte klingt irre, ist aber wahr. Eine Mehrheit der Schüler ging in den Westen und machte im hessischen Bensheim ihr Abitur. Jahre später schrieb einer von ihnen, Dietrich Garstka, ein Buch darüber, das Lars Kraume («Der Staat gegen Fritz Bauer») verfilmte.

Filme über die DDR sind ein eigenes Genre mit dem Markenzeichen grauer, bröckeliger

Tristesse. Strassen und Hausfassaden mit dem typischen Braunkohlefirnis und die kleinen, engen Wohnungen mit den bunten Tapeten und altdeutschen Stehlampen davor. Auch Kraume sitzt dem Musterbild auf und macht aus der DDR eine Art Museum. Der Gefahr, an dieser Oberfläche hängenzubleiben, entgeht Kraume jedenfalls nicht.

Die Figuren und ihr jeweiliges familiäre Umfeld sind stark auf bestimmte Verhaltens-typen hin konturiert, was das Bild des DDR-Modells verfestigt. Einzig dank der Schüler, die sich dem lähmenden Sozialismus widersetzen, heimlich den Westsender Rias und Rockmusik hören und mal in westliche Kinos ausbüxen, um «Liane, das Mädchen aus dem Urwald» zu sehen, gelang ihm ein frisches Gegenbild zum DDR-Klischee. Ein emotionaler Höhepunkt ist der Schluss, der wohl nicht zufällig an «Dead Poets Society» erinnert. ★★★★★

### Weitere Premieren

**Lady Bird** — Nun mal halblang! Auf *Rotten-tomatoes.com* wurde das Regiedebüt von Greta Gerwig, der Indie-Ikone («Wiener-Dog»), hymnisch gelobt. Verrisse gab es nicht. Soll vorkommen. Soll aber auch vorkommen, dass die Plattform manipuliert wird. Wie auch immer, die Begeisterung ist schlicht überrisen. Es geht, nach dem Muster von zahllosen Hollywoodfilmen über Tochter-Mutter-Konflikte, hier nun um eine 17-Jährige (Saoirse Ronan), die sich Lady Bird nennt, auf eine katholische kalifornische Highschool geht, aber in den Osten will, auf eine schicke Ostküsten-Uni. Die Mama (Laurie Metcalf) will das nicht. Erstens, weil die Uni halt teuer ist – Vater Larry (Tracy Letts) ist arbeitslos, und sie schuffet schon als Krankenschwester in mehreren Schichten; und zweitens, weil sie ihre Tochter nicht verlieren will.

Daraus zimmerte nun Greta Gerwig ihr Buch – sicherlich auch mit biografischen Zügen – und bringt nichts, was man nicht schon so oder ähnlich in Coming-of-Age-Filmen gesehen hätte. Überraschend ist eigentlich nichts, auch nicht die ersten Lover der 17-Jährigen. Was bleibt, ist lediglich die Besetzung. Saoirse Ronan ist wirklich grossartig. ★★★★★



Was bleibt, ist die Besetzung: «Lady Bird».

**15:17 to Paris** — Im Jahre 2012 führte Clint Eastwood während des Republikaner-Parteitags in Tampa eine kuriose Nummer auf: Er sprach auf der Bühne minutenlang mit einem leeren Stuhl, der irgendwie Barack Obama symbolisieren sollte. Nun hat die Regie-Grösse Eastwood (87!) aus einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 2015, bei der drei Amerikaner während einer Zugfahrt von Amsterdam nach Paris ein Attentat verhinderten, ein neues Heldenepos gemacht – und dabei etwas Neues versucht: Die drei Amerikaner werden von den damaligen Beteiligten selbst gespielt, und für die Verleihung der Ehrenmedaillen steht Ex-Präsident Hollande persönlich vor der Kamera! Enorm viel Authentizität, doch leider wirkt der Film, als hätte der leere Stuhl, mit dem Eastwood einst Zwiesprache hielt, Regie geführt. Die Dialoge sind zum Weinen, die Dramaturgie ist fahrig und konfus, frei von Spannung.



Fahrig und konfus: «15:17 to Paris».

Da wird die Kindheit der drei Amerikaner erzählt, die schon immer gerne Krieg spielten und die Armee anhimmeln, um zu helfen. Eastwoods Regie-Stärke war seine Fähigkeit, die Motivationen beider Seiten eines Konflikts zu verstehen, hier ist davon keine Rede mehr. Letztlich wirkt der Film wie ein schlechtes Bewerbungsvideo für die Armee. ★☆☆☆☆

### Knorrs Liste

1	<b>Hostiles</b> Regie: Scott Cooper	★★★★★
2	<b>The Shape of Water</b> Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
3	<b>Three Billboards Outside...</b> Regie: Martin McDonagh	★★★★★
4	<b>3 Tage in Quiberon</b> Regie: Emily Atef	★★★★☆
5	<b>A Quiet Place</b> Regie: John Krasinski	★★★★☆
6	<b>Peter Rabbit</b> Regie: Will Gluck	★★★★☆
7	<b>The Post</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
8	<b>Molly's Game</b> Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
9	<b>The Death of Stalin</b> Regie: Armando Iannucci	★★★☆☆
10	<b>Tomb Raider</b> Regie: Roar Uthaug	★★★☆☆

## Jazz

# No-Nonsense-Jazz

Von Peter Rüedi

Im Jahr 1972 traf sich im Park von Flavio Ambrosetti Villa in Lugano Gentilino im weiten Rund des dortigen Brunnens eine Anzahl Musiker zum Gruppenbild, das sich heute ausnimmt wie eine Momentaufnahme der Jazzgeschichte. Mit Flavio und Franco Ambrosetti und Daniel Humair als Co-Leadern versammelte George Gruntz die Urform des Orchesters, das später die George Gruntz Concert Jazz Band werden sollte. Damals hiess die Kombination der prominentesten «Americans in Europe» (unter anderem Dexter Gordon, Phil Woods, Woody Shaw, Benny Bailey) und europäischer Spitzenmusiker (u.a. N.H.Ø. Pedersen, Ake Persson, Dusko Goykovich) noch schlicht The Band. Zum Repertoire gehörte auch eine Komposition von Flavio Ambrosetti, die er sich selbst zum fünfzigsten Geburtstag schrieb, «Age of Prominence», und sein Sohn Franco blies darüber ein fulminantes Trompetensolo. Jetzt, selbst in der Hall of Fame angekommen, nennt der Grandseigneur der Trompete sein eigenes Geschenk zum Fünfundsechzigsten «Cheers» – fast zu viel Understatement für etwas, das sich wie der Schlussstein eines Lebenswerks ausnimmt. Franco Ambrosetti ist (zumindest bei einigen Jazz-Existenzialisten) allein wegen des Umstands, dass er neben seinem Leben als Musiker lange eines als Industrieller führte, nicht als der Weltklasse-Trompeter anerkannt, der er ist.

Die Partner, die er zu seiner beispiellos unangestregten Lebensbilanz bat, sind alle *no-nonsense-players*: intelligente, entspannt spannende Musiker, bei denen nie forcierte Originalität den inspirierten Atem des Swing sabotiert. Zur All-Star-Rhythmusgruppe mit Kenny Barron, Buster Williams und Jack DeJohnette stossen Gäste wie John Scofield, Randy Brecker, Greg Osby und Alternativen wie Schlagzeugin Terri Lyne Carrington, die Pianisten Uri Caine, Antonio Faraò oder Dado Moroni, Sohn Gianluca am Sopransax. Beabsichtigt war eine gelöste Session zum Vergnügen aller, und damit waren als Schwerpunkt Standards gegeben. Über die bläst der Jubilar seine knisternden, fabelhaft austarierten, warmen, in ihrer Selbstverständlichkeit immer glanzvollen Flügelhornlinien.



Franco Ambrosetti:  
Cheers. Enja ENJ-9655 2

# Er biss und kratzte alle, die ihm trotzten

Es war ein bizarrer Menschenversuch, der von den grossen Philosophen im Paris der Aufklärung begrüsst wurde. Jahrelang hatten sie die Frage debattiert, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Das Findelkind Victor sollte die Antwort liefern. *Von Giles Milton*

Gerade als es aussah, als würden sie nie die Antwort auf diese Frage finden, bot sich ihnen eine einzigartige Gelegenheit. Im Sommer 1798 ritten drei Jäger durch die Wälder von Aveyron in Südfrankreich, als sie ein sehr sonderbares Wesen erblickten.

In einer Lichtung, wenige Meter von der Stelle, wo sie angehalten hatten, legte ein nacktes, grunzendes Kind Wurzeln frei. Verblüfft sahen die Männer, wie es sich rohe Eicheln in den Mund stopfte.

Es gelang den Jägern, den Jungen zu fangen. Sie nannten ihn Victor und brachten ihn in eine nahe gelegene Unterkunft, da sie herauszufinden hofften, wie es kam, dass er allein im Wald lebte.

Binnen weniger Tage entwischte ihnen Victor, und die Jäger vermochten ihn nicht mehr einzufangen, obschon er wiederholt gesichtet wurde. «Im härtesten Winter streifte er durch den Wald», schrieb einer von ihnen, «und trug nichts als ein zerschlissenes Hemd.»

Seine Rückkehr in die Wildnis hätte das Ende der Geschichte sein können, aber im folgenden Januar tauchte Victor aus dem Wald auf. Er wurde von Stadtbewohnern eingefangen und in verschiedene Unterkünfte eingesperrt. In jeder verhielt er sich «gleich wild, sträubte sich gegen die Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit, war launisch und versuchte immer wieder zu entkommen».

Ein Geistlicher namens Pierre Joseph Bonnaterre nahm sich schliesslich Victor an, um ihn genauer zu studieren. Eines Morgens fiel Schnee, und Bonnaterre war erstaunt über die Reaktion des Jungen. «Er stiess einen Freudenschrei aus, sprang aus seinem Bett, rannte zum Fenster und entwischte schliesslich halbnackt in den Garten.» Ungläubig sah Bonnaterre, wie Victor «sich im Schnee wälzte, ganze Hände voll davon nahm und mit unglaublicher Gier verschlang».

Bonnaterre brachte das Kind nach Paris, wo er es einigen der bedeutendsten Gelehrten der Stadt vorstellte. Sie glaubten, Victor's Aufwachsen in der Wildnis könnte einen Schlüssel liefern zur Beantwortung der existenziellen Frage nach dem Unterschied zwischen Mensch und Tier.

Da Bonnaterre in der Hauptstadt keine Möglichkeit hatte, sich um Victor zu kümmern, gab er ihn in die Obhut von Jean Marc Gaspard Itard, einem jungen Arzt am kaiserlichen Taubstummeninstitut. Itard beschloss,



Die einzigen Wörter, die er je auszusprechen lernte, waren «lait» und «Dieu»: Victor.

daraus ein medizinisches Experiment zu machen. Sein Ziel war, das scheinbar wilde Kind zu zivilisieren und ihm das Sprechen beizubringen.

Itard fühlte sich von Victor gleichzeitig fasziniert und abgestossen. «Er war ein widerlicher, schlampiger Junge mit einer Tendenz zu spasmodischen und oft konvulsiven Bewegungen, wie manche Tiere in Menagerien, und er biss und kratzte alle, die ihm trotzten.»

Viele Pariser Intellektuelle vertraten die Ansicht, Victor sei ein wildes Tier, das nie erzogen werden könne. Doch Itard war entschlossen, sie zu widerlegen, und machte sich an die Arbeit mit einem Programm, das Victor

in die zivilisierte Welt zurückführen sollte. Itard hoffte, ihn zu einem Mitglied der Gesellschaft zu machen, seine Sinne zu wecken und ihm das Sprechen beizubringen.

All diese Ziele erwiesen sich als unerreichbar, möglicherweise, weil Victor zu lange in der Wildnis gewesen war. Seine Augen blie-

---

Er wird sich sehr gewundert haben über all die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde.

---

ben ausdruckslos, und er reagierte kein bisschen auf Pistolenschüsse. Seltsamerweise konnte er auch nicht unterscheiden zwischen

einem Gemälde und einem greifbaren Gegenstand. «Mit anderen Worten», schrieb Itard, «seine ganze Existenz war eine rein animalische.»

Einmal wurde Victor ein toter Kanarienvogel gegeben. Er zeigte keinerlei Mitleid mit dem Vogel. Stattdessen «riss er dessen Federn aus und riss den Kadaver mit seinen Händen auf». Hätte Itard nicht eingegriffen, hätte der Junge den Vogel gegessen.

Itard liess sich von seinem Versuch, Victor zu zivilisieren, nicht abbringen und verbrachte Jahre damit, dessen tierisches Verhalten zu studieren. Mit der Zeit lernte Victor die Bedeutung mancher Handlungen zu verstehen und entwickelte eine primitive Form der Kommunikation. Die einzigen Wörter, die er je auszusprechen lernte, waren «lait» (Milch) und «Dieu» (Gott). Itard kam zum Schluss, dass der Wilde von Aveyron «geistig und psychisch einem taubstumm Geborenen» entspreche.

In den letzten Jahren haben Wissenschaftler Itards Berichte erneut studiert und sind zu ziemlich anderen Schlüssen gekommen. Sie glauben, Victor habe an einer schweren Form von Autismus gelitten. Sie sind auch der Ansicht, er sei kein echtes wildes Kind gewesen, denn kein Kleinkind könnte ohne Hilfe in der Wildnis überleben. Victor sei höchstwahrscheinlich bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren grossgezogen und dann, als man festgestellt habe, dass er geistig schwer behindert sei, im Wald ausgesetzt worden.

Victor wird sich wohl sehr gewundert haben über all die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde. Er starb 1828, nachdem er drei Jahrzehnte lang genau untersucht worden war, im Haus von Itards freundlicher Haushälterin.

Sein wirklicher Name, seine wahre Identität und Herkunft sind bis heute ein Rätsel geblieben.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Charlie Chaplin stehen»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Ich, weiblich, gutaussehend, erfolgreich im Beruf, verdiene gut. Doch bei der Partnersuche hapert's. Haben Männer Angst vor starken, selbständigen Frauen?** *Nathalie M., Zürich*

«Starke und selbständige Frauen» in beständigen Partnerschaften sind keine Seltenheit. Aber tatsächlich sind auch Beziehungen zwischen Alphas eher selten, weil etwas schwieriger zu handhaben.

Ich glaube, dass Männer ganz allgemein eher Angst haben, von den Frauen überfahren zu werden. Nicht ganz unbegründet. In vielem sind Frauen den Männern überlegen. Das starke Geschlecht ist weiblich. Im Alltag ist zu beobachten, dass der Einfluss der Frauen auf die Männer stärker ist als umgekehrt. Es ist kein Zufall, dass in vielen Unternehmen vor der Anstellung eines Mannes in leitender Position auch dessen Frau gesehen werden will. Umgekehrt habe ich das noch nie erlebt. Einfach, weil man der Beeinflussung des Mannes auf die Frau weniger Bedeutung beimisst. Den starken

Einfluss der Frau realisiert der Mann – wohl meist unbewusst und ohne es zuzugeben, aber es mündet oft in einer gewissen Angst.

Der Volksmund sagt nicht zu Unrecht: «Gegensätze ziehen sich an.» Aber eine Partnerschaft von zwei sehr erfolgreichen, in jeder Beziehung unabhängigen Menschen ist schwieriger, als wenn die Partner aufeinander angewiesen sind. Wer den anderen nötig hat, wird vom anderen auch mehr geschätzt. Auf der anderen Seite kann ein Partner, der sich äusserlich stark unterordnet und dienend in Erscheinung tritt, trotzdem dominant sein. Partnerschaften sind nicht so einfach zu durchschauen. Das zeigt ein Kalauer, den aber Goethe durchaus ernst gemeint hat: «Dienen lerne das Weib – beizeiten nach seiner Bestimmung. Denn durch Dienen allein – gelangt sie zum Herrschen.»

Noch zu Ihrer Person. Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht mehr allzu sehr über mich selbst hindersinnen. Sie sind nun einmal «weiblich, gutaussehend, erfolgreich im Beruf und verdienen gut». Das zu ändern, ist nicht möglich und wohl auch nicht gewünscht. Auch die Männer muss man nehmen, wie sie sind. Kommt eine Beziehung – eine Partnerschaft – zustande, dann ist es gut. Wenn nicht, geht die Welt nicht unter.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Gewinner der Woche

### Entfesselte Tradition

Die Industriegruppe Conzzeta ist ein erstklassiges Beispiel für Jugend im Alter. Das Unternehmen wurde 1912 von der Schmidheiny-Dynastie als Zürcher Ziegeleien gegründet, nach langer Zeit im Bausektor wuchs es mit der Zeit in den Industriebereich. Um die Jahrtausendwende wurden die zwei Z des alten Namens zum Mittelteil des neuen Namens Conzzeta, und heute befinden sich unter dem Konzerndach fünf selbständige Divisionen, unter anderem das Sportgeschäft mit der Marke Mammüt. Daneben gibt es die Segmente Blechbearbeitung, Glasbearbeitung, Schaumstoffe und Grafische Bearbeitung. 2014 wurde die Gesellschaft der Eigentümerfamilie mit Conzzeta zusammengeführt, das Börsenpublikum erhielt mehr Zugang, was die Wertentwicklung

### Aktienkurs von Conzzeta AG

Vom 10. bis 16. April 2018, in Franken



QUELLE: SIX

der Gruppe regelrecht entfesselte. Heute ist die Marktkapitalisierung gut drei Mal so hoch wie 2014. Die Kurssteigerung der zurückliegenden Woche hängt mit hohen Wachstumszahlen fürs erste Quartal zusammen. *Beat Gygi*



Thiel

## Göttlich

Von *Andreas Thiel*

**Pfarrer:** Sag mal, Andreas, du als Humorist müsstest das doch wissen – was genau ist Humor?

**Thiel:** Humor ist etwas Göttliches.

**Pfarrer:** Man macht sich nicht über Gott lustig.

**Thiel:** Nein, das wäre teuflisch.

**Pfarrer:** Hast du denn gar keine Angst vor Blasphemie?

**Thiel:** Vor der Blasphemie braucht sich keiner zu fürchten. Aber die Blasphemiker sollten den Teufel fürchten.

**Pfarrer:** Nicht Gott?

**Thiel:** Nein, der hat Humor.

**Pfarrer:** Aber ist ein Humorist nicht immer auch ein Blasphemiker?

**Thiel:** Nein, denn Humor ist ja etwas Göttliches.

**Pfarrer:** Lassen wir Gott aus dem Spiel, denn wir reden hier ja über den Humor. Was findest du denn selber lustig?

**Thiel:** Wortspiele.

**Pfarrer:** Und was, denkst du, ist lustig an Emil?

**Thiel:** Vielleicht ein Wortspiel?

**Pfarrer:** Zum Beispiel?

**Thiel:** *Emil* heisst rückwärts gelesen *Lime*.

**Pfarrer:** Zitrone auf Englisch?

**Thiel:** Ja, und *Lime* wiederum ist ein Anagramm von *Mile*.

**Pfarrer:** Meinst du die Meile oder den Geschirrspüler?

**Thiel:** Egal, aber wenn wir *Mile* rückwärts lesen, ergibt sich daraus *Elim*.

**Pfarrer:** Und was soll das bedeuten?

**Thiel:** Das klingt ein bisschen wie *Elohim*, das hebräische Wort für Gott im Alten Testament.

**Pfarrer:** Aber Emil heisst doch *Emil* und nicht *Emohil*.

**Thiel:** Da stimmt allerdings. Ich dachte mir schon, dass bei Emils Humor mehr dahintersteckt als bloss ein Wortspiel.

**Pfarrer:** Und was könnte das sein?

**Thiel:** Etwas Göttliches.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Bei den Liberalen

Beliebte Progress Foundation; exquisiter Anlass bei Sotheby's in Zürich; Kitchenparty im «Baur au Lac». Von *Hildegard Schwaninger*

Wenn an einem Montagmittag auffallend viele Männer, strammen Schrittes, frisch frisiert und im Business-Anzug, über den Münsterhof in Richtung Zunfthaus zur Meisen spazieren, dann ist Progress Foundation. Sie fand zum 46. Male statt, Frauen sind natürlich auch da, aber in rasanter Unterzahl, Stammgast ist alt Nationalrätin **Trix Heberlein**, und manchmal findet die Veranstaltung auch im «Hotel Savoy» statt.

Veranstalter sind der Wirtschaftspublizist **Gerhard Schwarz** (früher Wirtschaftschef der NZZ) und **Konrad Hummler**, Ex-Bankier (Wegelin), Ex-NZZ-Verwaltungsratspräsident und heute mit seiner Beratungsfirma Bergsicht aktiv. Bei der 46. Economic Conference hatten die beiden «Liberalen» einen Zulauf wie noch nie. Die Veranstaltung war im Nu ausgebucht, siebzig Interessierte mussten abgewiesen werden. Das Thema interessierte: «Freier Personenverkehr – Ausdruck der Freiheit?» Das Thema, etwa zehn Jahre alt, ist brisant wie eh und je. Ermöglicht hat diese Veranstaltung die Georg-und-Bertha-Schwyzer-Winiker-Stiftung (**Conrad Schwyzer**, ehemals Bank Sarasin, war als Verwandter der Stifter anwesend), «ohne die wir diese Veranstaltung nicht hätten durchführen können», so Progress-Foundation-Präsident Gerhard Schwarz. Die Stiftung finanzierte dann auch den Apéro riche im Porzellansaal des Zunfthauses, bei dem die Männer (und Frauen) tüchtig zugriffen, die Köpfe zusammensteckten, sich über den Sieg von

Viktor Orbán freuten und über die bilateralen Abkommen laut nachdachten.

Interessant war der Vortrag von **Reiner Eichenberger**, Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg: «Zuwanderung: Probleme, Denkfallen und Lösungen».

«Die Personenfreizügigkeit hat die Schweiz grundlegend verändert», so Professor Eichenberger, und auf die Frage aller Fragen (Was sollen wir in Zukunft tun, damit wir nicht aus allen Nähten platzen?) hat er eine Antwort: Stadtstaaten gründen nahe den Ländern, aus denen die Migranten kommen. Er hat – als Koautor – über diese Idee ein Buch geschrieben, das man bei Progress Foundation bestellen kann: «Stadtstaat – Utopie oder realistisches Modell?» Das Buch ist Denkanstoss und Orientierungshilfe in der aktuellen Positionsdebatte der Schweiz.

**Stefan Puttaert**, Chef von Sotheby's Zürich, lud zu einem exquisiten Anlass in die Sotheby's-Räume an der Talstrasse in Zürich: Cocktail mit Führung durch eine Ausstellung mit Werken von Ferdinand Hodler, dessen Todestag sich zum 100. Mal jährt. Auch Winterthur zeigt zu diesem Anlass eine grosse Ausstellung, Wien, wo Hodler eine Zeitlang lebte und sich inspiriert fühlte, zeigte eine grosse im Leopold-Museum, in Zürich ist die bei Sotheby's die einzige. Die junge Baslerin **Diana Blome**, seit 2011 Kunstvermittlerin bei der Fonda-



Fast verliebt

## Pussy Pain

Von *Claudia Schumacher*

Partnersuche ist kein Spaziergang, und Männerhass macht's für Frauen nicht leichter. Lea hat miese Laune, gerne würde sie eine Flasche Crémant leeren. Dazu eine von den gefrorenen Zimtrollen in den

Backofen schieben, oder drei. Kann sie ja machen, sie lebt doch alleine. Lea schaut auf den pinkfarbenen Pussyhat, der auf der Couch liegt, und zieht eine Schnute.

Als sie Anfang letzten Jahres dieses Demonstrantinnenmeer im Fernsehen sah, ergriff sie Sehnsucht. Kurz darauf war sie auch Feministin und fand Freundinnen, endlich. Als Pflegerin steht sie im Spital auf unterster Stufe. Aber sie wird mutiger. Neulich stand ein Arzt hinter Miriam, Leas Kollegin, und er sagte: «Dieser Anblick versüsst mir die Tage, Frau Hiller.» Er meinte Miriams Hintern. Lea meldete den Vorfall der Personalabteilung. Seither hat sich der geile Bock nicht mehr im Schwesternzimmer blicken lassen. Aber Miriam redet auch nicht mehr mit ihr. Und Lea hat weitere Probleme. Auf Tinder etwa verstehen viele ihre Selbstbeschreibung «Pussy Power» nicht, obwohl sie auf dem Profilbild ihren Pussyhat



Stadtstaaten: Professor Eichenberger.



Engagierte Führung: Kunstvermittlerin Blome.



Ereignis: Bloggerin Sylwina Annina.

tion Beyeler, war engagiert, die Gäste durch die Ausstellung zu führen. Das teuerste Bild ist das Porträt von «Gertrud Müller im Grünen» (geschätzte 800 000 bis 1,2 Millionen Franken). Die Kunstwerke werden am 5. Juni bei Sotheby's Zürich versteigert. Vorher gehen die Bilder auf Schweizer Tournee.

Die traditionelle «Kitchenparty» im «Baur au Lac» letzte Woche gehörte den Jungen. Diesmal kochten an der «Combat des Chefs» nicht die big shots der Küchenherde, sondern die Souschefs. Was sie zeigten, war beeindruckend. Es kochten Fabian Obergfell vom «Ophelia» in Konstanz, Marco Böhler, Restaurant «Stucki» in Basel, Arnaud Hugon von «La Table d'Edgard» in Lausanne und vom «Baur au Lac» Maximilian Müller («Pavillon»), Henrik Hertel, Stefan Howells. Dörig & Brandl lieferte Austern und Lachs-Sashimi, Jean-Luc Hadey das Käsebuffet.

Wo es hip ist, sind auch die Influencer(innen) nicht weit. Die Food-Bloggerin Sylwina Annina kam mit Kameramann und einem Mann, der eine Art Regie führte, um das Ereignis festzuhalten. Es war eine After-Work-Party, ein super Anlass, um neue Leute kennenzulernen (man sah schöne Russinnen und attraktive Single-Männer), nur das Gedränge war etwas too much. Hoteldirektor Wilhelm Luxem: «Der Anlass ist eigentlich für 150 Gäste. Es sind aber über 200 da.»

Korrigenda: Die Chirurgin Colette Camenisch, die heute ihre eigene Schönheitsklinik führt, war nie Anästhesistin bei Dr. Cédric George, wie wir an dieser Stelle in der Weltwoche-Ausgabe vom 5. April geschrieben haben. Camenisch war von 2012 bis 2017 als Chirurgin dessen Partnerin in der Klinik Pyramide. Wir bitten um Entschuldigung. Die Redaktion

trägt – ganz schelmisch lächelt sie darunter hervor, und sie hat sich von oben fotografiert, was schlank und sexy wirkt. Einer schrieb zurück, das treffe sich gut, er verfüge über viel «Dick Power» und stelle das gegenüber ihrer Pussy gerne unter Beweis. Ein anderer meinte, er finde kräftige Muschis toll – ob sie mit ihrer denn Nüsse knacken könne?

Neulich war Lea in der Buchhandlung. Sie wollte am Vaginen-Tisch ein paar weitere Exemplare von «Viva la Vagina!» besorgen, das perfekte Geschenk für jeden Anlass, da sah sie einen süßen Typen. Er blätterte in ihrem Lieblingsbuch, und sie dachte: «Wow!» Aber dann drehte sich der Typ zu seinem Kumpel: «Meinst du, wenn ich diese Gebrauchsanweisung für Pussys lese, hilft mir das beim Aufreissen?» Schweinisch, es bedrückte Lea. Jeder Mann ein Täter. Feminismus und Männerhass, das ist nicht dasselbe, aber bei Lea schon.

Selbst in guten Beziehungen erkennt sie Anzeichen von Sexismus. Sie erträgt Männer nicht mehr. Vor kurzem nahm sie Drogen mit Freundinnen im Klub und hatte dann die Wahnvorstellung, einer der Barkeeper wolle sie im Haus festhalten und zu seiner Sex- und Kochsklavine machen. «Beruhig dich, Mädchen. Ich steh nicht mal auf dich», meinte er. Und er fragte, in welcher Parallelwelt sie lebe.

Das fragt sich Lea in letzter Zeit auch manchmal. Macht ihr Feminismus sie einsam? Aber was wäre die Alternative? Auch wenn sie ihn ablegte, wären die Männer ja noch Schweine. Vielleicht ist sie zu sensibel, nimmt die Sache viel zu ernst? Andere Feministinnen führen schliesslich Liebesbeziehungen. Vielleicht sind die hübscher? Lea seufzt. Dann steht sie auf und schiebt drei Zimtrollen in den Ofen.



Unten durch

## Anthropologie

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du bist ein Mann, der schnell friert. Vor ein paar Jahren hat dir ein Biophysiker auf einem Campingplatz in Norwegen einmal erklärt, dass die Körpermasse einen Einfluss auf das Temperaturempfinden hat und dass deshalb ein Nashorn weniger schnell friert als eine Frau. Das kann aber nicht stimmen, denn du bist ein Nashorn, das wegen seiner Vorliebe für ungarische Salami kaum noch in seinen Panzer reinpasst, und trotzdem frierst du wie eine Frau. In Intercity-Zügen bist du immer der einzige Mann, der den Zugführer bittet, die Klimaanlage wärmer zu stellen. Auf Flugreisen hast du im Handgepäck als einziger Mann einen dicken Pullover dabei. Kaum hat das Flugzeug die Reisehöhe erreicht, ziehen die Frauen und du die dicken Pullover an, während die Männer kurzärmlig unter dem Strahl der Luftdüse dösen. Wenn in einem Restaurant das Fenster offensteht, steht kein Mann auf und schliesst es – das tust nur du. Die Frauen sind dir dafür zwar dankbar. Aber sie halten dich für ein Weichei. Sie mögen Männer, die in Norwegen auf dem Campingplatz nur mit einem T-Shirt und Shorts bekleidet die Eisrosen von der Windschutzscheibe kratzen. Sie wollen, dass ein Mann zärtlich, einfühlsam und kälteresistent ist. Er soll sie mit nacktem Oberkörper unter einer verschneiten Linde küssen und sagen: «Wenn es so kalt ist wie jetzt, bleiben beim Küssen kleine Hautfetzchen deiner Lippen an meinen Lippen kleben. Ist das nicht wundervoll?»

Die Vorliebe der Frauen für frostgeschützte Männer hat natürlich auch praktische Gründe: Sie wollen, dass der Mann ihnen seine Kleider gibt, wenn sie frieren. In Norwegen hatte deine damalige Freundin im Wohnwagen kalte Füsse, und natürlich hast du ihr deine Wollsocken geliehen. Aber nach ein paar norwegischen Dosenbieren (wahnsinnig teuer!) sagtest du: «Zuerst willst du unbedingt nach Norwegen, und dann krallst du dir auch noch meine Socken!» Danach zog sie ins Wohnmobil des Biophysikers. Er war der Campingplatz-Clooney; allen Frauen stellten sich die Härchen auf, wenn er in Badehosen zum See ging. Sie fanden es sexy, dass er im eiskalten Wasser badete und sich danach vom

>>> Fortsetzung auf Seite 70

Nordwind trocken liess. Wahrscheinlich sahen sie sich in ihrer steinzeitlichen Gedankenwelt mit ihm Kinder zeugen, denen es nichts ausmachte, wenn sie in einem strengen Winter ab und zu einfroren. Die Frauen auf dem Campingplatz fanden es andererseits gar nicht sexy, dass du ihren Kindern beim Mittsommernachts-Grillen die Geschichte des russischen Gutsherrn Schuwalow erzähltest, der während einer winterlichen Schlittenreise seine kalten Füsse in den Eingeweiden eines Leibeigenen wärmte, den er eigens zu diesem Zweck hatte exekutieren lassen. Am nächsten Morgen klemmten unter dem Scheibenwischer deines Wagens deine Wollsocken und ein Zettel, auf den deine ehemalige Freundin geschrieben hatte: «Hier hast du deine Socken zurück. Ich möchte nicht, dass du jemanden umbringst, nur weil du kalte Füsse hast (zutrauen würde ich es dir!).» Mit deiner nächsten Freundin warst du im August in Griechenland. Dort hast du die ganze Zeit geschwitzt, und das war auch wieder nicht recht. Sie sagte ganz offen, sie finde schwitzende Männer nicht erotisch. Als das Wetter umschlug, hast du abends beim Essen gefroren, weil es so windig war, und das fand sie natürlich erst recht nicht erotisch. Manchmal denkst du, dass das Ganze eine anthropologische Komponente hat: Offenbar bevorzugen menschliche Weibchen Männchen von Klimazonen, in denen die Temperaturen nie unter 20 Grad fallen und nie über 25 Grad steigen. Sie wollen also einen Mann aus Manjimup in Westaustralien. Aber bestimmt stört sie dann an diesen Männern auch wieder etwas, zum Beispiel, dass sie ein zu langes Didgeridoo haben, oder dass diesen Männern im entscheidenden Moment das Präservativ weghüpft, weil sie es im Beutel eines Kängurus aufbewahrt haben.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Rotwein auf Katalanisch

Von Peter Rüedi

Die Empfehlungen dieser Rubrik richten sich ja in der Regel nicht danach, welche Region der Scheinwerfer des medialen politischen Interesses gerade streift. Diese Ausnahme muss erlaubt sein. Jedenfalls ist ob den erhitzten Diskussionen über die Unabhängigkeitsbestrebungen der autonomen Gemeinschaft Katalonien wenigen bewusst, dass in der Region auch Wein wächst. Wer kennt schon hierzulande die Appellation DO Penedès, die sich zwischen Barcelona und Tarragona hinzieht? Allenfalls der Umstand, dass der Grosserzeuger Freixenet im Lauf der Auseinandersetzungen seinen Geschäftssitz nach Madrid verlagert hat, wurde vermerkt. Denn Penedès ist Weissweiland, und für den spanischen Schaumwein, den Cava, gibt es seit 1986 eine eigene Appellation. Neben dem Riesen Freixenet gibt es zahlreiche kleine handwerkliche Betriebe.

Mercè Sangüesa (nicht zu verwechseln mit dem am Jakobsweg in der Region Navarra gelegenen Ort) führt einen von ihnen, ihr Cava

El Lupià war vor Jahren einmal erfreuliches Thema an dieser Stelle (*Weltwoche* Nr. 44/13). Allein, Madame pflegt keine Cava-Monokultur. Auf ihren 50 Hektaren auf dem Hochplateau um den Ort Capellades wachsen auch Trauben für ihre zwei in Zusammenarbeit mit dem Bio-Pionier Albet i Noya entwickelten Roten, den einfacheren, ganz im Stahltank ausgebauten La Solana und die zusätzlich ein Jahr in der Barrique gereifte Cabernet-Garnacha-Merlot-Syrah-Cuvée Pla de Morei, ein kräftiger, nachhaltiger, trotz seinen 14 Alkoholprozenten keineswegs mastiger Wein unter Federführung des Syrah. In der Nase Brombeeren, Johannisbeeren und ein paar pfefferige Noten; am Gaumen wiederum Johannisbeeren und Brombeeren, dazu etwas Kirscharomen. Gute, belebende Säure. Keine Bombe aus der Primera División, aber zweifellos mehr als das, was wir einen «Wein für alle Tage» nennen.

Übrigens: Von der auf der Etikette aufgeführten Ursprungsbezeichnung sollte sich niemand verwirren lassen. Der Bio-Wein wird als DO Catalunya ausgewiesen. Ob diese Appellation 1999 als eine katalonische Unabhängigkeitsdeklaration eingeführt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Lage ist verwirrend und verlangt nach Aufklärung durch den Fachmann. Stefan Keller: «Die Rebberge von Mercè liegen teilweise in der DO Catalunya und teilweise in der DO Penedès. Weine aus Trauben der DO Penedès können auch unter der DO Catalunya auf den Markt gebracht werden, aber nicht umgekehrt.» Was soll's. Wichtiger, als was draufsteht, ist, in dem Fall, was drin ist.

Mercè Sangüesa Pla de Morei Catalunya DO 2015. 14%. Weinhandlung am Kueferweg, Seon. Fr. 17.80. [www.kueferweg.ch](http://www.kueferweg.ch)



## Salz & Pfeffer

# «Ornellaia», Zürich

Von Andreas Honegger

Zürich ist reich an guten Restaurants. Da wird es immer schwieriger, mit einem weiteren Furore zu machen. Die Eröffnung des Restaurants «Ornellaia» im ehemaligen

Volksbank-Haus an der Bahnhofstrasse hat aber das Zeug dazu. Mit dem «Ornellaia» kommt ein Stück Bolgheri an die Limmat: Dank der Freundschaft Rudi Bindellas mit dem Marchese Frescobaldi und mit dessen Geschäftsführer Giovanni Geddes da Filicaja konnte das Gemeinschaftswerk realisiert werden. Das Volksbank-Haus, das mittlerweile der Axa gehört und von der Architektin Tilla Theus perfekt renoviert wurde, hatte an der Rückseite gegen die St.-Annagasse noch einen Raum, in den sich das «Ornellaia» einbauen liess. Tilla Theus hat im Innern gewissermassen eine Fassade aus Travertin eingebaut, die sich an toskanische Renaissancebauten anlehnt. Bei der Suche nach einem herausragenden Küchenchef ist das Team bei keinem geringeren als bei Michel Troisgros im französischen Roanne fündig geworden. Der Sous-Chef des Dreisternekochs, der Neapolitaner Giuseppe D'Errico, kocht nun in Zürich im «Ornellaia» mit dem Auftrag, zu

hervorragendem Wein eine italienische Spitzenküche mit neuinterpretierten toskanischen Klassikern zu bieten.

Das Angebot ist unkonventionell und spannend. Wir haben uns über Starters wie Spargeln an Thunfischsauce und frittierte Artischocken – wie in den jüdischen Restaurants in Rom – mit knallgrüner Petersiliensauce gefreut, aber auch über Gnudi: Ricotta-Bällchen mit Salbei und Rohschinken. Hervorragend waren die Seeteufel-Medallions mit mediterranen Aromen und das Chianina-Rinds-Filet mit Spinatsauce. Eine wunderbar luftige Zabaione mit Cantuccini bot den eleganten Abschluss eines vielfältigen Menüs. Antipasti und Primi kosten zwischen 32 und 39 Franken, die Hauptgänge zwischen 59 und 78 Franken.

Ristorante Ornellaia, St. Annagasse 2, Zürich. Tel. 044 212 00 22. [www.ristorante-ornellaia.ch](http://www.ristorante-ornellaia.ch)



Auto

## Schönling fürs Volk

Wer findet, einem VW Passat fehle Coolness, der könnte im Arteon sein Glück finden. Und das erst noch auf familienfreundliche Art. *Von David Schnapp*

Ein Volkswagen muss immer auch ein Auto für alle sein, die Designphilosophie folgt deshalb einem Prinzip der Zurückhaltung. Dieses Prinzip haben sie bei VW zur Meisterschaft geführt: Ein Tiguan oder ein Touran sind Autos, die sofort als VW erkennbar sind, auch wenn sie eher der Kunst des Durchschnitts entsprechen als dem Wunsch nach formaler Ausdruckskraft.

Ein Modell aber ist die Ausnahme von dieser Regel: Der neue Arteon ist so etwas wie der Schönling fürs Volk im grossen Angebotsprogramm des Konzerns. «Wir wollen das Thema Sinnlichkeit neu definieren», hatte Klaus Bischoff, Leiter Design der Marke Volkswagen, den Kollegen von *Auto Motor und Sport* dazu erklärt. Das Geniale am Arteon – und am Volkswagen-Design überhaupt – ist, dass die Sinnlichkeit nicht mit üppigen Formen gesucht wird, sondern mit präzisen Linien und kleinen Eingriffen – «eine puristische Gestaltung», wie es Bischoff ausdrückt.

«Der sieht gut aus», ist mein erster Gedanke, als ich den Testwagen in «Oryxwhite Perlmutter-

effekt» bei der Abholung in einem Fahrzeugunterstand entdeckte. Der elegante Schwung des Dachs, die klaren Linien, die grossen 20-Zoll-Räder und das bei VW typische funktionelle, bedienerfreundliche Interieur sind eine anziehende Kombination aus Sachlichkeit und Sinnlichkeit.

### Koreanischer Herausforderer

Mein Arteon ist mit dem kräftigen Vierzylinder-Turbobenziner ausgestattet und kommt in der sportlichen R-Line daher. Das macht 280 PS für ein zügiges, sportliches Vorankommen mit guter Bodenhaftung und Traktion dank Allradantrieb. Einer der direkten Konkurrenten des VW Arteon ist der Kia Stinger, der kürzlich hier vorgestellt wurde (*Weltwoche* Nr. 14/18), der ebenfalls mit einer eleganten, coupéhaften Silhouette und einer charakteristischen Mischung aus sportlichem Gran Turismo und Allrad-Familienlimousine daherkommt. Nur ist der Preis des Kia deutlich volksnäher – und das erst noch bei deutlich mehr nomineller Kraft: knapp 60 000 Franken mit 370 PS, einer Garan-

tie von sieben Jahren oder 150 000 Kilometern und allen Extras, die sich bei meinem Arteon-Testwagen (Grundpreis: 61 900 Franken) auf über 75 000 Franken summieren. Die Garantieleistung bei VW beträgt vier Jahre oder 100 000 Kilometer, inbegriffen sind alle Wartungsarbeiten und Verschleissteile.

Die Entscheidung für ein Fahrzeug geht aber natürlich nicht alleine über den Preis, man entscheidet sich auch zwischen einem bewährten deutschen Qualitätsprodukt und einem koreanischen Herausforderer, der in Dauertests allerdings auch gut abschneidet. Mein Vorteil als Tester ist natürlich, dass ich mich gar nicht entscheiden muss. Solange der Arteon in der Garage stand, bin ich ihn sehr gern gefahren. Das Auto ist nicht nur hübsch, sondern auch bequem, dynamisch, wenn man es braucht, und dank der verschiedenen elektronischen Helferlein entspannend, wenn man lange fährt.

«Passat plus Coolness», nannten Kollegen vom *Blick* den Arteon. Das Gute am schönen VW ist die gelungene Mischung aus massentauglicher Eleganz und einer Portion Individualität, die am Ende aber unkompliziert und familien-tauglich erscheint.

### VW Arteon R-Line 4Motion

Leistung: 280 PS / 206 kW; Hubraum: 1984 ccm  
Max. Drehmoment: 350 Nm. Höchstgeschwindigkeit:  
250 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 5,6 sec;  
Verbrauch (EU-Norm): 7,3 l/100 km. Preis: Fr. 61 900.–,  
Testauto: Fr. 75 467.–

## Magier von Melano

In kürzester Zeit hat Jungunternehmer Fabio Cattaneo, 34, Arvi zu einem der weltweit führenden Bordeaux-Händler gemacht. Jetzt kommt der Tessiner mit einer Innovation nach Zürich.

Von Florian Schwab (Text) und Claudio Bader (Bild)

**E**in Samstag Anfang März, in einem Zürcher Nobelhotel. Degustation des Bordeaux-Jahrgangs 2015. Siebzig Produzenten mit klingenden Namen nehmen den weiten Weg in die Schweiz unter die Räder. Aristokratisch dreinblickende Herren – Typ französischer Landadel – präsentieren ihre Erzeugnisse einem internationalen Publikum. Manch ein Weingut ist durch die jungen Töchter des Hauses vertreten, welche das internationale Parkett austesten.

Der hier kredenzte Jahrgang ist eigentlich noch nicht trinkreif. Es geht darum, mit geübtem Gaumen zu unterscheiden, ob in einer bestimmten Flasche viel oder sehr viel Potenzial steckt – und seinen Bestellzettel entsprechend auszufüllen.

Bereits am früheren Nachmittag stehen die Besucher im grossen Festsaal des Zürcher Luxushotels dicht gedrängt. Hunderte Interessierte, die man, nach dem Äusseren zu urteilen, genauso gut am Empfang einer grossen Privat-

---

**Cattaneo versprüht eine Mischung aus Tessiner Charme und angelsächsischer Businessattitüde.**

---

bank oder bei einer exklusiven Kunstvernissage antreffen könnte. Eingeladen zu der Degustation hat Arvi, der Weinhändler aus dem Tessin, gemäss Eigenwerbung der «Schweizer Tresor für edle und seltene Weine». Der Publikumsandrang zeigt: Arvi elektrisiert die Bordeaux-Elite der Schweizer Gesellschaft.

### Eine Million Flaschen an Lager

Ende März folgte der nächste Vorstoss in die Limmatstadt. In unmittelbarer Nähe der Bahnhofstrasse eröffnete Arvi einen hippen Shop, Arvino, mit einem Konzept, das für Zürich neu ist: ein edles, grosszügiges Interieur aus Glas und hellem Holz. In den geräumigen, überaus hohen Räumen sind die Flaschen ausgestellt wie in einem Museum. Das Herz des Raumes bildet ein grosser Holztisch, an dem man viele trinkreife Weine aus den besten Regionen der Welt gleich kredenzen kann. Auf Wunsch gibt es Antipasti zur Begleitung. Das Revolutionäre ist der Preis für dieses gastronomische Angebot: Es ist der Ladenpreis plus ein fixes Zapfengeld. Dabei spielt es keine Rolle, ob es um einen Alltagswein geht oder um eine teure Flasche. «Das macht es sehr attraktiv, teurere Flaschen aufzumachen», sagt Cattaneo. In Melano, einer kleinen Gemeinde südlich von

Lugano, treffen wir den Gründer von Arvi: Fabio Cattaneo, 34. Er hat die Firma 2004 kreiert, im zarten Alter von zwanzig Jahren. Und sie seither zielstrebig als eine der ganz grossen Weltadressen für Spitzenweine in Stellung gebracht. Seine diversen Lager in Melano, Hongkong und im Bordeaux umfassen mittlerweile eine Million Flaschen. Allein im Tessin beschäftigt Arvi 85 Mitarbeiter.

Im Gespräch versprüht der Jungunternehmer eine Mischung aus Tessiner Charme und angelsächsischer Businessattitüde. «Wein», sagt Cattaneo, «ist der ultimative Luxus». Preislich sei er je nachdem mit Kunstwerken zu vergleichen, aber «im Gegensatz zu einem Picasso ist der Wein vergänglich». Die Idee mit dem Arvino-Shop in Zürich sei es, den Gästen «Luxus als Erlebnis» zu vermitteln. Der neue



*Die schönen Seiten des Lebens:* Jungunternehmer Cattaneo in seinem Showroom in Melano.

Zürcher Shop ist sozusagen die Visitenkarte von Arvi. «Viele Restaurants machen den Fehler, dass sie viel zu hohe Preisaufschläge verlangen.» Das Konzept ist in Melano bereits erprobt, wo ein eigener Küchenchef für Cattaneos beste Klienten die kulinarische Begleitung zum Wein komponiert. «Vor zwei Wochen habe ich mit einem wichtigen chinesischen Kunden eine Flasche 1928er Château Mouton Rothschild genossen», sagt Cattaneo, und seine Augen leuchten vor Begeisterung.

### Sie mochten ihn einfach

Der Unternehmer wurde in eine gutsituierte Tessiner Unternehmerfamilie geboren, welche ihm das Startkapital für Arvi zur Verfügung stellte. Zuvor hatte er bei einem Luganeser Stahlhändler gearbeitet und danach



etliche Jahre bei einem berühmten Londoner *merchant* für edle Weine. Fabio Cattaneo, der von sich sagt, er sei ein «schlechter Schüler» gewesen, scheint der geborene Dealmaker. «Das Handelsgeschäft hat mir auf Anhieb zugesagt.» Nur der Stahl, der sei halt nicht so ein attraktives Produkt. Die Passion für edlen Wein hat Cattaneo hingegen sprichwörtlich mit der Muttermilch aufgesogen. Ein Grossvater produzierte Weine im Piemont, und auch Cattaneos Vater war im Weinhandel tätig.

Die Unternehmensgeschichte von Arvi ist kurz, aber kurvenreich. Anfänglich konzentrierte sich das Unternehmen hauptsächlich auf den asiatischen Markt und dabei auf Firmenkunden respektive dortige Weinhandlungen. «Dieses Geschäft brach mit der Finanzkrise praktisch über Nacht ein», erinnert sich Cattaneo. Er stellte aber fest, dass die wenigen Privatkunden die Umsätze relativ hoch hielten. Also änderte er die Strategie und setzte fortan auf private Kundschaft.

Der zweite Wendepunkt war das Jahr 2010, als Fabio Cattaneo den Jungunternehmerpreis des Swiss Economic Forum in Interlaken gewann. Damals – Cattaneo hatte bereits rund 300 000 Flaschen im Keller und machte 99 Prozent des Umsatzes mit Kunden ausserhalb der Schweiz – wurde die Business Community auf den jungen Weinunternehmer und seinen önologischen Schatz aufmerksam. «Mein Glück war, dass mich einige CEOs einfach mochten und anfangen, mit mir zu geschäften.» Bald trat Arvi gemeinsam mit Organisationen von Weltruf wie dem World Economic Forum oder, als Sponsor, bei der Art Basel in Erscheinung. Auch Schweizer Banken oder internationale Luxusmarken wie Ermenegildo Zegna wurden auf das Tessiner Unternehmen aufmerksam.

### Beste Beziehungen zu den besten Häusern

2012 musste sich Arvi auf Befehl der Finanzmarktaufsicht (Finma) von «The Swiss Bank of Fine and Rare Wines» umbenennen in «The Swiss Vault of Fine and Rare Wines». Ein Schock für das Unternehmen war die Freigabe des Euro-Kurses durch die Nationalbank Anfang 2015. «Von einem Moment auf den anderen sank der Wert unseres Inventars um 20 Prozent», sagt Cattaneo. Gerettet habe das Unternehmen der solide Schweizer Markt, der damals bereits rund 20 Prozent ausmachte. «Zum Glück hatten wir nach 2010 angefangen, die Schweiz zu entdecken.» Heute sind die Hauptmärkte Asien, Lateinamerika und die Schweiz. «Den Markt USA möchten wir in Zukunft ausbauen.»

Ein Gang durch das weitläufige Lager in Melano raubt Weinkennern regelmässig den Atem. Bis unters Dach der grossen Lagerhalle stapeln sich die Holzkisten, auf welche die viel-sagen-dsten Signete eingebrennt sind: Pétrus, Château Margaux, Château Lafite-Rothschild.

Cattaneos Ehrgeiz besteht unter anderem darin, von den grossen Bordeaux-Namen eine lückenlose Jahrgangsreihe ab dem Zweiten Weltkrieg vorrätig zu halten. «Allgemein sind wir aber eher auf die jüngeren Jahrgänge spezialisiert, die wir direkt von den Produzenten kaufen.» Fünf Einkäufer sorgen für beste Beziehungen zu den besten Häusern. So sind auch die besonders seltenen grossen Flaschenformate bei Arvi erhältlich.

Die Kellerbesichtigung führt vorbei an der Auslieferungszone. Etliche Paletten im Wert von Hunderttausenden von Franken gehen an einen Herrn in Schanghai, ein paar Einzel-

---

«Ein Deal, der zu gut scheint, um wahr zu sein, ist es vermutlich auch.»

---

flaschen an einen bekannten Schweizer Unternehmer. Einige gehen zurück ans Château. «Manchmal kaufen die Produzenten ihre eigenen Weine zurück», erklärt Cattaneo.

Gelegentlich bekommt Arvi ganze Privatsammlungen zum Kauf angeboten. Drei Mitarbeiter Cattaneos wurden vom weltweit führenden Experten in der Erkennung von Fälschungen ausgebildet, der auch schon mit dem FBI zusammenarbeitete. «Es gibt immer wieder Skandale.» Allgemein gilt: «Ein Deal, der zu gut scheint, um wahr zu sein, ist es vermutlich auch.»

Den schwindelerregend schnellen Aufstieg von Arvi in allerhöchste Sphären erklärt Cattaneo mit «harter Arbeit» und damit, «dass wir bereit waren, Neues auszuprobieren». Radikal neue Wege ging Arvi von Anfang an in der IT. «Der erste Mitarbeiter, den ich angestellt habe, war ein Informatiker.» In einer Branche mit tiefen Margen sei es entscheidend, das Geschäft unter Kontrolle zu halten, und das gehe nur mit einer soliden Datenbasis. Seit eineinhalb Jahren entwickelt ein 70-köpfiges Programmiererteam in Osteuropa für Arvi eine eigene Software, welche mit *artificial intelligence* neue Businessgelegenheiten aufspürt im Einkauf und Verkauf. Schon heute setzt das Unternehmen auf aktiven Verkauf. Die Mitarbeiter kontaktieren die Kunden persönlich per E-Mail oder per Telefon. «Sie wären überrascht, wenn Sie wüssten, wie viele Milliardäre und Top-CEOs unsere Post persönlich beantworten.» Daran sehe man, wie emotional der Wein für viele Kunden sei.

Letztlich sei es diese Begeisterung für das Produkt, welche Arvi mit seinen Kunden verbinde. Auch der Firmenchef trinkt gerne ab und zu ein gutes Glas Wein. Wie viel? «Meine Frau findet, zu viel», sagt Cattaneo und lacht.

Arvino, St. Annagasse 9, Zürich. Tel. 043 810 08 88

# Die grösste Erzieherin der Geschichte

Was haben die einstige amerikanische First Lady Jackie Kennedy und Facebook-Gründer Mark Zuckerberg gemeinsam? Sie waren beide Montessori-Schüler. Die italienische Ärztin Maria Montessori baute das alternative Schulimperium vor über hundert Jahren auf. Und zahlte dafür fast jeden Preis. Von Dagmar Just

Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass Amerika Maria Montessori im gleichen Jahr 1913 wie einen Popstar feiert, in dem sich das alte Europa zum Weltkrieg rüstet, Rabindranath Tagore den Nobelpreis bekommt und Rudolf Steiner im schweizerischen Dornach sein hölzernes Goetheanum baut. Steiner, früher Theosoph wie Montessori, wird mit der Waldorfpädagogik das grösste private Konkurrenzunternehmen begründen; der Dichter Rabindranath Tagore wird Montessori einst gemeinsam mit Gandhi pünktlich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs nach Indien einladen, wo sie fern von den Sorgen und Schlachtfeldern des europäischen Kontinents bis 1946 im Zentrum der Theosophischen Gesellschaft von Adyar überwintern wird. Doch jetzt ist sie noch 43, absolviert die erste ihrer vielen Vortrags- und Werbereisen durch die USA, und der Ruf eines pädagogischen Messias eilt ihr voraus. Als junges Mädchen hatte sie Medizin studiert und durch ihre Promotion als erste *dottoressa* Italiens gleich die Gazetten gefüllt.

«Meine Berühmtheit kommt so zustande», erklärt die 26-Jährige selbstsicher einer gewissen Clara: «Ich wirke zart und ziemlich schüchtern, und man weiss [doch], dass ich Leichen ansehe und berühre, dass ich ihren Geruch gleichgültig ertrage [...]. Dass mich nichts erschüttert, [...] nicht mal eine öffentliche Prüfung; dass ich laut über schwierige Dinge spreche, [...] so kaltblütig, dass selbst die Prüfer verwirrt werden.» Drei Jahre später experimentierte die junge Assistenzärztin mit einer Lernmethode, die 22 ihr anvertraute geistig behinderte Kleinkinder aus der Lethargie riss. Und 1907 kreierte sie ihr Gesellenstück: die erste «Casa dei Bambini» – einen hellen, kinderfreundlichen Ort im römischen Arbeiterviertel San Lorenzo, wo sich fünfzig «vernachlässigte Kinder aus armen Familien» mittels Lehrmaterial und hilfsbereiter Erwachsener in selbstlernende «Engel» verwandelten.

## «Interessanteste Frau Europas»

Das Kinderhaus war kaum eröffnet, da hatte es der britische Botschafter in Rom schon für Diplomatenkinder und Sprösslinge der High-society kopiert. Aber der grosse Montessori-Boom kam 1908. Gekrönte Häupter, Lehrer, Journalisten, Geistliche, Ärzte aus ganz Europa

pilgerten nach Rom, um die *dottoressa* und ihre «Casa»-Kinder live zu erleben. In dieser Zeit fällt sie vermutlich den Entschluss: «Ich arbeite doch nicht mit zwanzig Kindern in einem Kinderhaus. Meine Botschaft wendet sich an die ganze Menschheit.» Von da an geht es Schlag auf Schlag. 1909: erster Ausbildungskurs und Erscheinen des Lehrbuchs «Il metodo». Der Bestseller wird in zwanzig Sprachen übersetzt.

1911: Einführung der Methode an italienischen und Schweizer Volksschulen; Aufbau von Modellschulen in Paris, New York, Boston; erste nationale Montessori-Gesellschaften. 1912: erster internationaler Kurs und «Il metodo» auf Englisch. Verkauft sich vor allem in Amerika und hat, gefördert durch den Taubstummenlehrer und Erfinder des Telefons Alexander Graham Bell, den rasanten Anstieg neuer Montessori-Schulen im Land zur Folge. So feiert die Presse die inzwischen etwas fülliger gewordene *dottoressa* bei ihrer Ankunft im November 1913 als «interessanteste Frau Europas», die «Idioten und Verrückten Lesen und Schreiben gelehrt» und ihre «Methode nach Osten bis China und Korea, nach Westen bis Honolulu und nach Süden bis Argentinien» getragen hat.

Nun tourt sie drei Wochen von der Ostküste nach Chicago und erklärt den Amerikanern, wie viel simpler und revolutionärer ihre Methode gegenüber den vielen anderen reformpädagogischen Ansätzen jener Jahre sei: «Eine geeignete Umgebung, eine demütige Lehrperson und wissenschaftliches Material – [...] dann erscheint das wahre Kind, vor Freude strahlend in unermüdliche Tätigkeit begriffen [...]. Eifrig nimmt es alles in sich auf, was der Entwicklung seines Denkens förderlich ist.

Hingegen weist es andere Dinge zurück: Belohnung, Süßigkeiten, Spielsachen.» Die Medien bejubeln Montessori als «grösste Erzieherin der Geschichte»; sie speist mit Präsidenten und Professoren, parliert mit Thomas Alva Edison und dem Cornflakes-Millionär Kellogg, besucht den Cosmopolitan Women's Club und lernt bei ihrem grössten Auftritt in der ausverkauften Carnegie Hall ihren klügsten Kritiker John Dewey kennen, Leiter einer eignen Mo-

dellschule in Chicago und Erfinder des berühmten Learning-by-Doing-Konzepts. Und bei alledem ist Montessori die grandiose Geschäftsfrau, die in nur fünf Jahren einen bis heute expandierenden globalen Schulkonzern auf die Beine stellte – nur Rockefeller war erfolgreicher, aber der war ein Mann und brauchte Öl dafür! Wie schafft eine allein so etwas?

## Egal, ob Papst oder Mussolini

Zusammen mit ihrem Sohn, den sie unehelich geboren, dreizehn Jahre bei Pflegeeltern geparkt, nach der Amerikareise zu sich geholt und erst kurz vor ihrem Tod als Erben anerkannt hatte, regierte die «mammolina maestra» ihr Imperium charismatisch, unermüdlich arbeitend und Sponsoren akquirierend, opportunistisch, demagogisch und totalitär. Nicht nur, dass sie ihren Mitarbeitern kaum eigenen Spielraum liess – während sie die kindliche Selbständigkeit doch zum Ziel ihrer Erziehung erklärte. Sie entwarf ein Memorandum: allgemeine Regeln für die Bildung einer autorisierten Montessori-Gesellschaft, das eine eindeutige Führung der nationalen Montessori-Gesellschaften durch Maria Montessori und die Monopolisierung der Montessori-Ausbildung vorsah.

Besessen von der Idee einer montessorischen Weltbewegung, kooperierte sie mit jedem Politiker, der ihr dafür nützlich schien, sei es der Papst oder der Faschistenführer Mussolini. Und last, but not least gelang es ihr, Eltern in aller Welt mit einer Art Virus des Misstrauens gegen alle nicht durch das Montessori-Nadelöhr gegangene Erziehung inklusive der eigenen natürlichen Fähigkeiten als Eltern zu infizieren. Zum Beispiel erklärt sie: «Wir halten es für richtig, das Kind seiner Mutter wegzunehmen, sobald es geboren ist. Die Mutter weiss nicht,

wie sie ihren Nachwuchs versorgen soll. Man muss Eltern erst lange ausbilden, bevor man ihnen ihre Säuglinge anvertrauen kann, [aber] wenn man nach meiner Methode gelernt hat, wird keine College-Ausbildung mehr nötig sein.» Im Übrigen ist sie selbst der beste Beweis dafür, dass ein Talent auch ohne Montessori-Kindheit erblühen kann.

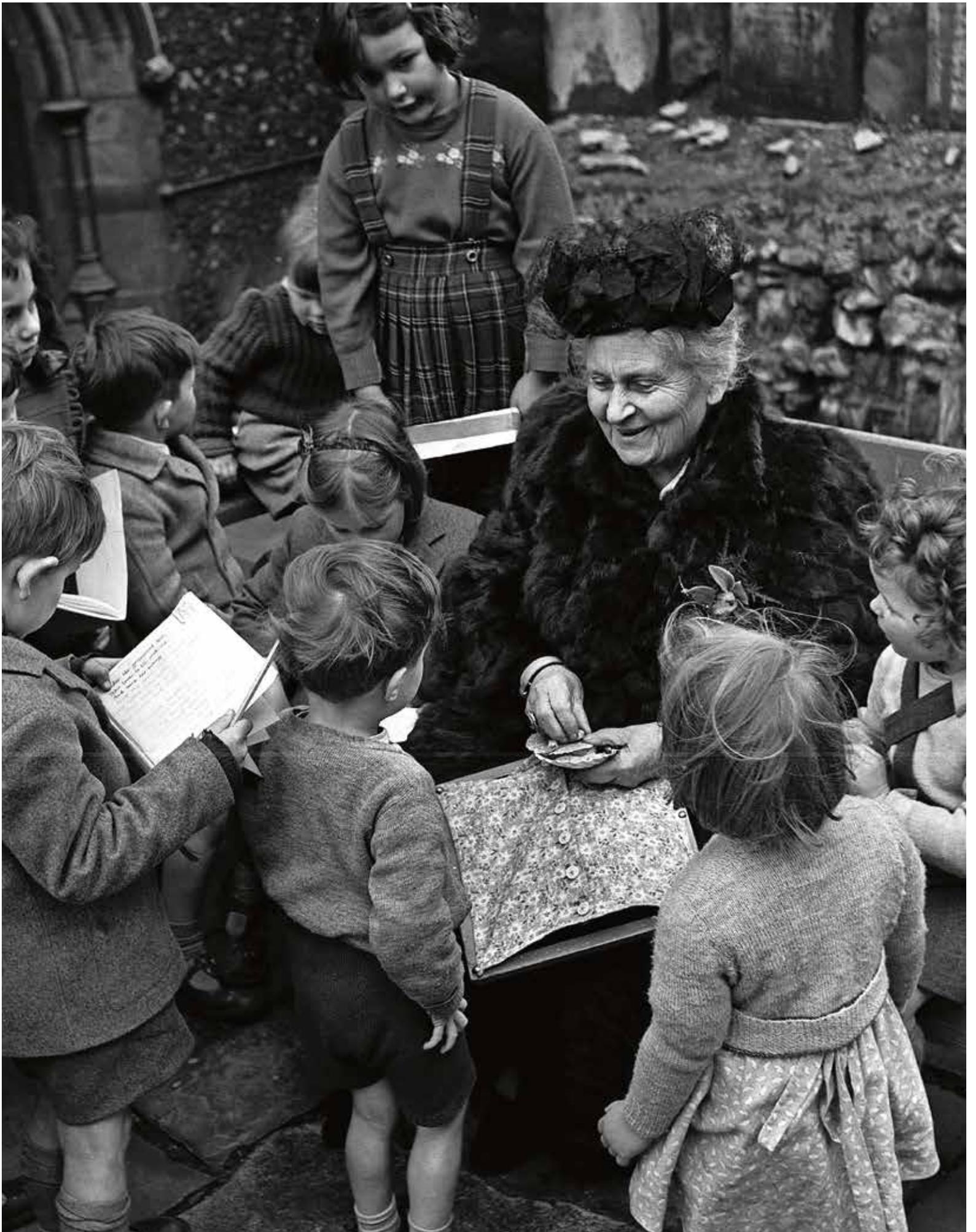
Lesen sie nächste Woche:  
Coco Chanel



Jackie Kennedy Onassis...



...und Mark Zuckerberg.



*Wie schafft eine allein so etwas?* Erzieherin Montessori in London, 1951.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinem Hund einen lustigen Pull-over anziehen, in dem man ihn in aller Öffentlichkeit lächerlich macht?

*Lea Madörin, Dübendorf*

Immerhin leidet der Hund ja nicht, und man soll es mit dem Tierschutz ja nicht übertreiben. Trotzdem ist die «Würde der Kreatur» rechtlich geschützt, worunter der «Eigenwert des Tieres» gemeint ist, «der im Umgang mit ihm geachtet werden muss». So darf das Tier von Gesetzes wegen nicht «erniedrigt» werden, worunter auch das Lächerlichmachen fällt, also etwa auch durch die Zurschaustellung in albernen Verkleidungen. Also darf man es nicht, weder ethisch noch – in der Schweiz – rechtlich gesehen. Zwar ist kaum mit einer – geringen – Busse und einem Strafverfahren zu rechnen. Und dennoch hat sich der Blick auf den Hund verändert.

*Antoine F. Goetschel, Tieranwalt*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Meine Befürchtung, dass ich die erste *Weltwoche*-Enttäuschung erleben könnte, hat sich gleich wieder aufgelöst!» *Arno Müller*

### Verwirrliche Begriffe

Nr. 15 – «Der neue Antisemitismus» von Pierre Heumann und Jürg Altwegg

Ich danke euch für die interessanten und aufschlussreichen Artikel zum neuen Antisemitismus. In meinem Leserbrief zur *Weltwoche* Nr. 14 wollte ich auf die etwas verwirrenden Begriffe «Antisemitismus» und «Antijudaismus» aufmerksam machen. Nun – mit den Beiträgen in Nr. 15 wird diesem Anliegen teilweise Rechnung getragen. Daher war mein Leserbrief von letzter Woche wohl irgendwie obsolet geworden. Meine Befürchtung, dass ich die erste *Weltwoche*-Enttäuschung erleben könnte, hat sich somit gleich wieder aufgelöst! Ich bleibe *Weltwoche*-Fan! *Arno Müller, Kappel*

### Mehr Chancengleichheit

Nr. 14 – «Drum prüfe»; Katharina Fontana über Eignungstests fürs Gymnasium

Ich bin überzeugt, dass Gymi-Prüfungen mehr zur Chancengleichheit beitragen als Empfehlungen, bei denen Einflussnahmen nicht immer ausgeschlossen werden können. Im Übrigen muss auf einen Umstand hingewiesen werden, der zumindest im Kanton Zürich mitschuldig daran ist, dass gewöhnliche Eltern zu «Kampfeltern» werden. Solange es Schulgemeinden gibt, in denen auf der Oberstufe alle Kinder der einst separat geführten Sek A, B und C und gleich noch der Kleinklassen im selben Klassenverband vereinigt werden, wird es Eltern geben, die ihrem Nachwuchs einen solchen Schmelztiegel ersparen wollen. Gute Schülerinnen und Schüler können bei dieser Organisationsform niemals so optimal gefördert werden wie in reinen Sek-A-Klassen. *Hanspeter Köhli, Zürich*

### Vorschnelles Urteil

Nr. 14 – «Nur die Schweiz ist noch unabhängig»; Wolfgang Koydl im Gespräch mit Russlands Botschafter Sergei Garmonin

Eigentlich sollte seit dem Trojanischen Krieg bekannt sein, dass man mancherorts nach dem Motto handelt: «Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.» So mancher hinterlistige Täter wurde später mit Ruhm und Ehre belohnt – etwa der listenreiche Odysseus, der Ideengeber des Trojanischen Pferds als vorgetäuschten Friedensangebots. Oder Francesco Grimaldi, der als bedürftiger Mönch mit verstecktem Schwert um Einlass in eine Burg bat und die Festung zum Dank mit Spiessgesellen eroberte. Heute, im Zeitalter von Fake News, muss es einem schon zu denken geben, dass die bereits den alten Römern bekannte Frage «Cui bono?»

(Wem nützt es?) im Fall des Londoner Giftanschlags gar nicht gestellt und stattdessen vor-schnell verurteilt wird.

*Gernot Gwehenberger, Dornach*

### Umstrittener denn je

Nr. 13 – «Juwel der Demokratie»; René Zeller über die Glarner Landsgemeinde

Es ist zwar richtig, dass eine klare Mehrheit der Glarner – vor allem der Tradition wegen – die Landsgemeinde auch heute nicht missen möchte. Ganz wesentliche Entscheide an der Urne fällen zu können, wäre dennoch demokratischer. Beim Stimmrechtsalter 16 glaubte man, dass in-ner weniger Jahre viele Kantone nachziehen würden; diese Einschätzung bestätigte sich keineswegs. Und die «grosse» Gemeindefusion hat zumindest bisher niemals die Vorteile gebracht, wie sie von den Befürwortern propagiert wurden. Von der glarnerischen *Classe politique* wird heute viel Negatives schöngeredet; beim «einfachen» Volk ist die Fusion umstrittener denn je, weil Betriebs- und Personalkosten immens gestiegen sind, Überschaubarkeit und Identifikationsmöglichkeit zusehends schwinden und vieles, was der Erledigung bedarf, in den Ortschaften in Rückstand geraten oder gar unerkannt ist. *Hans Höfli, Mollis*

### Eine Frage der Gerechtigkeit

Nr. 12 – «Freudsche Verbrecher»; Philipp Gut über den Mordfall Ruppertswil

Der Vierfachmörder Thomas N. erhält eine «lebenslängliche Freiheitsstrafe», was in der Praxis bedeutet, dass er bei guter Führung bereits nach fünfzehn Jahren die Strafe abgesessen haben wird. Eine solche Strafe ist einfach unhaltbar und steht in keinem Verhältnis zum geschehenen Unrecht und zur Schuld des Täters. Es ist endlich an der Zeit, über das Straf- und Sanktionensystem in der Schweiz grundlegend nachzudenken. Lebenslänglich für gravierende und grausame Taten soll endlich auch lebenslänglich bedeuten – beziehungsweise ist in schwerwiegenden Fällen auf eine bedingte Freilassung nach fünfzehn Jahren zu verzichten.

*Ralph Studer, Oberriet*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

	1	2	3	4	5		6	7	8	9		10
11							12			13		14
15						16		17				
		18					19			20		
21	22			23					24		25	
26			27		28			29		30		
31					32			33			34	
	35			36			37					38
39		40			41	42				43	44	45
46	47							48	49			
50								51				
52					53					54		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Muskelmasse, ihm sei dank

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Es ist vieles: schmierig, giftig, umweltschädlich. 6 Man kennt sie von Shakira wie von Jennifer Lopez usw. – eine reicht. 11 Machte man einst mit Menschen, später mit Strassen. 12 Ein Drittel von Bulgarien. 13 Ausgehen, portugiesisch, verwirrt. 15 Lange Beete ergeben Preisnachlasse. 17 *Masse und Macht*, sein wohl bekanntestes Werk. 18 Da ist was los: masslos. 20 Mit o dann ohne Verpackung. 21 Schusswaffe, die zu John Wayne passte. 23 So ist der Ehemann eben noch keiner. 25 Er fliesst durch Spanien. 26 Anfänglich sagt man so. 28 Sonnenpyramide von ...tihuacan. 29 Niederprasseln, dass es schmerzen kann. 31 Meiner sei Gantenbein (Frisch). 32 Ausbeute, nicht gleich heute, aber wenn die Sache reif ist. 34 Portugiesen sehen sie so. 35 Klangvolle Begleiterin altgriechischer Dichtung. 37 Der Regisseur nimmt von einer Einstellung oft mehrere. 40 Begründer der Nouvelle Vague. 43 Die Hinterseite, allen Menschen bekannt. 46 Sich spontan im Erbbild ändern, so der Duden. 48 ... setzen beim Pferderennen gerne auch auf ... 50 Österreich: Strasse, Bahn, Tunnel, Pass. 51 Festlicher schokoladiger Klassiker aus Basel. 52 Solche Hast ist dann fast schon ungesund. 53 Was Huitzilopochtli für die Azteken, war Viracocha in etwa für jene Kultur. 54 Diese Vögel sind eine grosse Familie.

**Senkrecht** — 1 Eine ältere, formal knappe Ausgabe. 2 Alle sind sie ess- und trinkbar. 3 Legespiel für Strategen, altbekannt. 4 Der ist auch mit über 5200 Jahren noch berühmt. 5 Bündnis zwischen zwei Staaten. 6 Die Jones, britische Sängerin und Model. 7 Namentlich königlich, und immer wieder norwegisch. 8 Klebrig, das Harz der Kiefer. 9 Rötliche Felsen mit Blick auf die Côtes d'Azur. 10 Halb Mensch, halb Pferd, der Blutsverwandte Poseidons. 11 Tun, oft gewichtig. 14 Mächtig, er mit seinem Bruder Bleda. 16 Mit b ist es klar besser. 19 Ohne nachzudenken - dabei kommt es so raus. 22 Er teilt wie eine steinerne Wand das immense Land. 24 Natrium für Chemiker 27 Eine Pastete, hier teiglos. 29 Flächenmass, maskulin oder Neutrum, für Schweizer mit e dann feminin. 30 Tierische Gemeinschaft mit Zug. 33 Werk, das Seemänner bestens kennen. 36 Das zentrale g macht sie zu Organen. 38 In welcher Sache? Die Frage führt dazu. 39 Glücksspielers Doppeltreffer. 41 Passt zum Zoll, wenn es nichts kostet. 42 Weit weg und oft unbekannt. 44 Bei ihm kann man wählen zwischen Äpfeln, Aprikosen, Kirschen usw. 45 Fussball: Edson Arantes do Nascimento – genau der. 47 Der erste im Bund. 49 Strasse, in Lausanne wohlbekannt. 51 Li macht daraus eine indonesische Ferieninsel.

©Fritz Müller - Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 563

K	O	H	L	R	A	B	I		B	A	B	E	L	
Ø		E	U		E	T	A	G	E	R	R	E	E	
K	A	E	S	T	C	H	E	N		T	R	A	R	A
A	U	R	A	E		U	N	G	E	H	E	U	E	R
	S	E	E	N	Ø	T		Ø		S				
R		G			S	E	L	E	K	T	I	O	N	
L	I	B	E	R	I	A		A	D	A			V	
A	T	E		Ø		M	Ø	N	A	R	C	H	I	E
S	T	R	E	N	G			E	M	I	L	J	E	
T		G	L	A	E	S	E	R		B	A	R	R	Y
E	M	A	I	L	L	E		I		E	N	T	E	
R		N	A	D	A	L		N	Ø	N	S	E	N	S

**Waagrecht** — 1 KOHLRABI 6 BABEL 10 ETAGERE 12 KAESTCHEN 15 TRARA 17 AURAE (lat. Mz. für aura) 18 UNGEHEUER 19 SEENOT 20 SELEKTION 23 LIBERIA 26 ADA (kurz f. Angehöriger der Armee) 27 ATE (port. f. sogar) 28 MONARCHIE 31 STRENG 34 EMILIE 35 GLAESER 37 BARRY 38 EMAILLE (auch Glasfluss genannt) 39 (Stock-)ENTE 40 NADAL 41 NONSENS

**Senkrecht** — 1 KOKA 2 HEERE 3 RUTEN BEHUTSAM 5 ITEN 6 BETH 7 ARREST 8 BEAU 9 LEAR 11 ANGOLANERIN 13 AUSTRITT 14 SAEGE 16 RENOVIEREN 21 EDAM 22 KARIBEN 23 LASTER 24 BERGAN 25 RONALD 29 CLANS 30 HIRTE 32 ELIA 33 GELA (Lage) 36 SEL (franz. f. Salz)

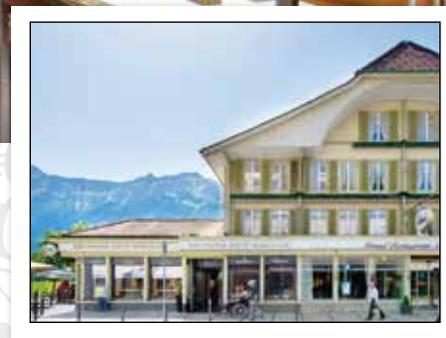
**Lösungswort** — LAUTMALEREI

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# K

KIRCHHOFER  
HAUTE HORLOGERIE



BECAUSE TIME IS THE ULTIMATE LUXURY!

  
PATEK PHILIPPE  
GENEVE

  
Breguet  
Depuis 1775

AUDEMARS PIGUET  
Le Brassus

  
VACHERON CONSTANTIN  
Manufacture Horlogère, Genève, depuis 1755.

  
HARRY WINSTON

PIAGET

  
JAEGER-LECOULTRE

  
BLANCPAIN  
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

Cartier

Chopard

IWC  
SCHAFFHAUSEN

  
ULYSSE NARDIN

J.D  
JAQUET DROZ  
SWISS WATCHMAKER SINCE 1738

  
ZENITH  
WATCH MANUFACTURE SINCE 1845

PARMIGIANI  
FLEURIER

  
ROGER DUBUIS

  
HUBLOT

FRANCK MULLER  
GENEVE

GP  
GIRARD-PERREGAUX  
HAUTE HORLOGERIE SUISSE DEPUIS 1791

  
BREITLING  
1884

BOVET  
1822

  
MB&F  
HOROLOGICAL LAB

  
HALDIMANN

BVLGARI

  
HERMÈS  
PARIS

  
MANUFACTURE  
CONTEMPORAINE  
DU TEMPS

  
SILVANA  
SWISS WATCH SINCE 1899

  
SCATOLA  
del  
TEMPO

Kirchofer Haute Horlogerie I • Höhweg 46 • 3800 Interlaken • Switzerland • Tel. +41 (0)33 828 88 93 • horlogerie@kirchofer.com  
Kirchofer Haute Horlogerie II • Höhweg 56 • 3800 Interlaken • Switzerland • Tel. +41 (0)33 856 80 88 • chronometrie@kirchofer.com

[www.kirchofer.com](http://www.kirchofer.com)